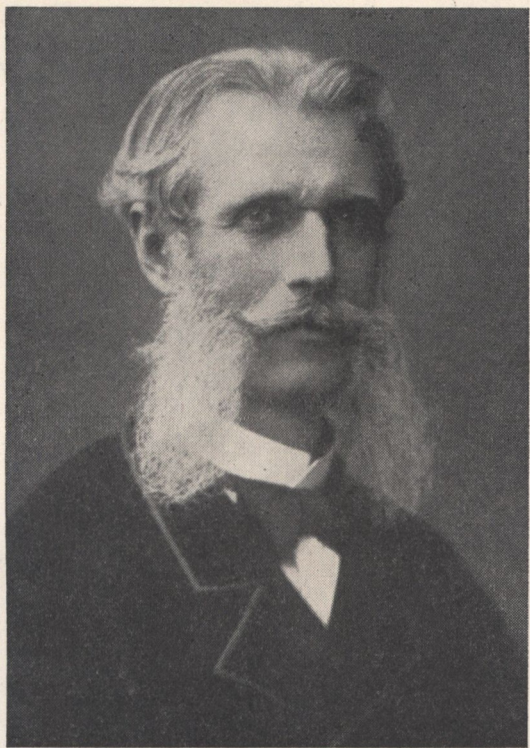


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Friedrich Seebaß

Carl Hilty

Ein Freund Gottes



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Carl Hilty

(1833—1909)

Vielleicht ist gerade unsere Zeit, in der viele Menschen im Chaos ihres Daseins nach einem festen Halt suchen, dazu angetan, neu auf das Wort dieses seltenen Christen und Weisen zu achten, der bei seinem Tode ein schriftstellerisches Werk von großem Umfang und unausgeschöpfter Tiefe hinterließ. Carl Hilty, der bedeutende Schweizer Historiker und Jurist, war in der Mitte seines Lebens Christus begegnet, und in seiner Nachfolge hat er dann neben seiner öffentlichen Tätigkeit als Staatsrechtslehrer an der Universität Bern ein reich gesegnetes Wirken durch größere Bücher und kleinere Schriften entfaltet; sie enthielten nicht nur umfassende praktische Lebenserfahrungen, sondern in erster Linie eine Fülle eigener Erkenntnisse, die aus der biblischen Wahrheit und aus schweren Leidenserlebnissen geschöpft waren. Durch sein Wort wurde er zum lebenerweckenden „Laienprediger von Gottes Gnaden“, der ungezählten Wahrheitssuchern gerade in den gebildeten Kreisen den Weg zu Christus gewiesen hat. Seine Schriften wurden in verschiedene Kultursprachen übersetzt und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Hilty zählt um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert zu den ganz wenigen Geistesgrößen, die höchste Bildung mit unbedingter Christuskirche verbanden. Es ist ein besonderer Vorzug dieses Büchleins, daß der Verfasser an Hand zahlreicher Leseproben vor allem das Bild Hiltys als christlicher Denker, Erzieher und Ethiker herausarbeitet.

Carl Hilty

Jurist, Historiker und Christ

Von

Friedrich Seebaß

2. Auflage

(7. — 11. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 4 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Hiltys Lebensgang	5
Der vorbildliche Erzieher	18
Der helfende Geistesarzt	27
Gedanken über Volk, Staat und soziale Frage	35
Der christliche Ethiker	43
Das Christentum Christi	55
Im Lichte der Ewigkeit	64
Literaturnachweis	71

Copyright 1956 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Vorwort

Wer war Carl Hilty? So konnte man wohl in den letzten beiden Jahrzehnten fragen hören, nachdem mehrere Generationen hindurch der Name dieses großen Schweizer Historikers, Juristen und Christen weit über die Grenze seiner engeren Heimat nicht nur in allen europäischen Ländern, Rußland einbegriffen, sondern auch in der neuen Welt allgemein bekannt war. Wurden doch seine Schriften in verschiedene Kultursprachen übersetzt und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, die ungezählten Wahrheits-suchern gerade in den gebildeten Kreisen den Weg zu Christus gewiesen haben. Wie es scheint, ist mit den Folgen von zwei welterschütternden Zusammenbrüchen, die wir erlebten, wieder eine Zeit gekommen, die geneigt ist, auf das Wort dieses seltenen Christen und echten Weisen zu achten, der bei seinem Tode ein schriftstellerisches Werk von großem Umfang und unausgeschöpfter Tiefe hinterließ, das zu seinem wichtigsten und bleibenden Teil in den Dienst des Reiches Gottes und seines Christus gestellt ist. Ihm war er in der Mitte seines Lebens entscheidend begegnet, und in seiner Nachfolge hat er dann von seinem sechzigsten Lebensjahr ab neben seiner ununterbrochenen öffentlichen Tätigkeit als Staatsrechtsgelehrter an der Universität Bern ein reich gesegnetes Wirken durch größere Bücher und kleinere Aufsätze entfaltet; sie enthielten nicht nur umfassende praktische Lebenserfahrungen, sondern in erster Linie eine Fülle eigener Erkenntnisse, die aus der biblischen Wahrheit und aus schweren Leidenserlebnissen geschöpft waren. Erzählte er doch ein Jahr vor seinem Tode: „Ich habe das Leben in langer Praxis und durch viele Reisen kennengelernt und weiß, wie es unter Menschen zugeht. Viel Leid ist auch bei mir eingekehrt.“

In letzter Zeit ist mehrfach und nachdrücklich auf den weithin noch ungemünzten Goldschatz seiner Schriften hingewiesen worden, und manche Neudrucke lassen auf die Stimme Hiltys viele Menschen hordchen, die im Chaos ihres Daseins nach einem festen Halt suchen. So soll wenigstens in großen Zügen umrissen werden, was die ungemaine Bedeutung dieses „Freundes Gottes“ für unsere dunkle Nachkriegszeit ausmacht; zählt er doch um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert zu den ganz wenigen Geistesgrößen, die höchste Bildung mit unbedingter Christusnachfolge verbanden. Durch sein Wort wurde er zum lebenerweckenden „Laienprediger von Gottes Gnaden“, zu dem ein Samuel Keller, wie er selbst sagte, nur in Liebe und Verehrung aufzublicken vermochte, und von dem er öffentlich bekannte:

„Hilty war von herzlicher Liebe zu Jesus und dem Nächsten erfüllt. Solch ein Mensch ist mir noch nie vorgekommen, obschon ich mit Tausenden unter vier Augen gesprochen habe. Wenn ich ihm nur allmählich von ferne ähnlich werden könnte!“

Kurz nach Hiltys Tod stellte ihn sein erster Biograph Heinrich Auer aus persönlicher Kenntnis als eine durch Selbsterziehung und das wohlbeobachtete Beispiel der edelsten Menschen aller Zeiten und Völker gewordene Persönlichkeit von seltener Art hin, als eine vergeistigte Individualität. „Eine durch völlige Abwesenheit von Eitelkeit und Egoismus achtunggebietende Erscheinung ist er gewesen; dazu trug sein vornehmes Äußere, die hohe, edle Gestalt, das ehrwürdige Haupt im Silberhaar, die schöne nachdenkliche Stirn mit bei, besonders aber die überaus gütigen und freundlichen himmelblauen Augensterne, die bis zum letzten Tage leuchteten in ihrer vollen Kraft und in dem Frieden der Weisheit.“

Da es Hiltys Bescheidenheit widerstrebt hätte, mit seiner individuellen Persönlichkeit in den Mittelpunkt gestellt zu werden, wird im Folgenden sein Lebensgang nur in Kürze behandelt und das Schwergewicht auf die noch heute gültigen Geisteserkenntnisse gelegt.

Hiltys Lebensgang

Carl Hilty wurde geboren am 28. Februar 1833 in Werdenberg, einem uralten Städtchen des Kantons St. Gallen, und zwar während des Besuches seiner Mutter in ihrem dortigen Elternhause. Sie war die feingebildete, gemütvollte Tochter eines Majors und früheren Regimentsarztes; das Wesen dieser Frau, Elisabeth geb. Kiliass, muß etwas überaus Zartes und Weltabgekehrtes gehabt haben; jedoch neben dem Zug zu echter Mystik besaß sie eine Vorliebe für Heldenverehrung und ein reiches dichterisches und musikalisches Talent. Aus festem altschweizerischem Holz war Hiltys Vater Ulrich geschnitzt, der als ein hochgebildeter Mediziner in Chur, der Hauptstadt Graubündens, seinen ärztlichen Beruf ausübte, sich gern an guter Hausmusik erfreute und wegen seiner humorvollen Art sehr beliebt war. Wenige Wochen nach der Geburt wurde der kleine Carl „in einer großen Schachtel in die gute Stadt Chur importiert“, zunächst ein zartes „Kind mit sehr schwachem Herzschlag und geringer Muskelkraft“, das sich aber allmählich kräftigte und dann lebenslänglich von schweren Gesundheitskrisen verschont blieb.

Kaum sechsjährig wurde der wohlbehütete Knabe in die dortige Volksschule geschickt, wo er zum erstenmal mit der Wirklichkeit der rauhen Welt in peinliche Berührung kam, ein Erlebnis, das er selbst mit überlegener Heiterkeit erzählt:

„Meine Mutter hatte mir einen großen Eierring an den Hals gehängt, der mir über die Knie hinunterreichte, damit ich ihn dem Lehrer überbringe. Als ich mit diesem Gebäck etwas zu frühzeitig vor der Schule erschien, wurde ich sofort von einer Meute von kleinen Knaben umringt, welche die großen Rosinen aus demselben herausklauben wollten, und ich mußte mich auf eine Holzbeige retten, wo ich dann mit Händen und Füßen strampelte und endlich von dem Lehrer, der sofort sein Interesse an der Sache begriff, mittels kräftigen Stockhieben auf die kleinen Kommunisten gerettet ward. Der Eindruck des Neides und des völlig mangelnden Rechtsgefühls in diesen kleinen Seelen verschwand

nicht ganz wieder aus der meinigen, glücklicherweise aber auch nicht das Gefühl, man müsse sich hüten, solche Instinkte in den weniger gut Gestellten wachzurufen, die man dann nur noch mittels der Staatsgewalt bekämpfen könne.“

So sah er in der Volksschule manches, was man vielleicht erst später kennenlernen sollte,

„aber doch auch die genügsame, treue und arbeitsame Existenz vieler armer Haushaltungen, in die man sonst nicht hineinschauen würde, und ich kann meinerseits nur sagen, daß meine unentwegt demokratischen Überzeugungen wesentlich aus diesem Verkehr mit armen Mitschülern und aus dem Einblick in ihre Familienverhältnisse entstanden sind“.

Mit elf Jahren kam Hilty in die Bündnerische Evangelische Kantonsschule, eine Musteranstalt, wo ein strenger Erziehungsgeist herrschte mit Anforderungen an Leib und Geist, die uns heute sagenhaft und unmöglich vorkommen. Sehr nachteilige Eindrücke, die bis zum Gefühl des Abscheus gingen, erhielt er vom Religionsunterricht, der von einem emeritierten Kaplan der neapolitanischen Schweizergarde erteilt wurde, „und Gott weiß, was das für eine, für diese Soldtruppen vielleicht ganz passende, Religion war“. Am Sonntagvormittag sollte eine streng obligatorische zweistündige Predigt in ungeheizter Kirche den Glauben stärken, was gewöhnlich aber zum entgegengesetzten Ergebnis sehr wesentlich beitrug.

„Daß wir dabei nicht körperlich und geistig ganz verkümmerten, verdankten wir neben guten körperlichen Anlagen der fast unerschöpflichen Spannkraft der damaligen, weder von Alkoholismus noch von schlimmeren Dingen entnervten Jugend, dem herrlichen Klima der Gebirgländer, das in den spärlichen Ferien manches wiedergutmachte, was die Schule gesündigt hatte, dem eidgenössischen Turnverein, der unser *einziges* Vergnügen war, der gesunden Nahrungsweise in den besseren Klassen und einigen Lehrern, die den Geist durch die unnachahmliche Größe und Frische des klassischen Altertums und die eingehende Beschäftigung mit der edleren deutschen Literatur wachhielten.“

Die erwähnten spärlichen Ferien verbrachte der Schüler mit seinen beiden Geschwistern auf Schloß Werdenberg, das seine Eltern 1835 als Sommersitz erwor-

ben und bewohnbar gemacht hatten, bis der Vater nach dem frühen Tode seiner Gattin 1847 von Chur ganz dorthin übersiedelte. Der Verlust der Mutter traf den Vierzehnjährigen auf das schmerzlichste, war doch ihr Wesen völlig in ihm wirksam geworden; auch in seiner religiösen Anlage war er durch ihr Vorbild bestärkt. Nach seinen Worten war sie eine tieffühlende, aber keine blindgläubige und intolerante Christin. Von seiner eigenen frühesten Einstellung berichtet Hilty, daß er sonntags zur Kirche ging, die Bibel sowie ein damals geläufiges Andachtsbuch las, und daß er ganz mechanisch und mit Abneigung betete, „weil der Vater es so unter Drohungen befahl“. So ließ ihn nach seinem Bericht auch die Konfirmation sehr kalt; „das vorgeschriebene kirchliche Glaubensformular bejahte ich ohne innige Überzeugung. Mehr Eindruck machte mir das erste Abendmahl“. Wie schwer Hilty unter dem Religionsunterricht seiner Jugend litt, lassen uns manche harte Urteile in seinen Schriften erkennen über die Art, das Evangelium, d. h. doch die Frohbotschaft vom Reiche Gottes, in paraphrasierten Lehren zu ersticken.

„Poetische Versuche aus den Jugendjahren“ haben sich in einem Heft erhalten; „die Sammlung legte ich auf Betrieb meines Vaters an, der, obwohl selbst eine andere Natur, darauf aus Interesse für mich und in Erinnerung an seine unvergeßliche Frau viel Gewicht legte“. Jedenfalls konnte er später mit Recht sagen, daß er in seiner Schulzeit sehr viel Interesse und auch Begabung für die Kunst hatte; „wäre die Gelegenheit dazu günstiger gewesen, so hätte ich damals sehr leicht auf diese Wege kommen können“. Unter den zahlreichen Gedichten ist bezeichnenderweise kein einziger Vers mit religiösem Inhalt; erst der alt und reif gewordene Christusjünger erlebte einen neuen Durchbruch der dichterischen Ader und hinterließ eine Reihe von Gedichten, die noch heute ergreifen.

Mit achtzehn Jahren bezog Hilty im April 1851 die

Universität Göttingen zum Studium der Jurisprudenz, das durch philosophische und historische Vorlesungen ergänzt wurde; daneben genoß er in vollen Zügen das „Weltleben“. Dies änderte sich schon nach den ersten drei Semestern, als er nach Heidelberg übersiedelte und dort völlig zurückgezogen nur seinen Büchern lebte.

„Während meines Aufenthaltes in Heidelberg arbeitete und brütete ich viel über religiöse Dinge, zeitweise dachte ich freier, dann entsetzte ich mich wieder über den bloßen Gedanken *Atheist* und suchte mein Heil im gänzlichen Absterben von der Welt. Die Zeit seit Anfang 1854 zeichnete sich durch einen besonders starken Glauben aus. Ich las, schon dem Examen zurückend, täglich stundenlang im Neuen Testament; ich glaubte alles, sogar an die Gottheit Christi. Ich verwarf die Vernunft und faßte die besten Entschlüsse für mein Leben, die mich sogar der frommen Sekte näherten. Ich betete und glaubte an die Kraft des Gebets, sogar in bezug auf mein Examen, das ich gut zu machen wünschte, unbedingt. Es war trotz allem eine der glücklichsten Perioden meines bisherigen Lebens. Ich war mild und gut, stets glücklich und froh in meinem Glauben und meiner Tugend, ich lebte im Paradies einer zweiten Kindheit.“

Schon im April 1854 schloß Hilty das Hochschulstudium mit dem Doktorexamen ab und ging anschließend zur Erweiterung des allgemeinen Blickfeldes und zu neuen Studien nach England, wo er nach mancherlei Schwankungen wieder zur Bibel griff. Er notierte damals in sein Tagebuch:

„Bei jedem Lesen findet man neue Tiefen und faßt alles anders auf. Ich stehe nun an einer neuen Periode; den Weg des Glaubens, der die Vernunft aufgibt, kann ich nie mehr betreten . . . dennoch fühle ich einen tiefen Beruf in mir, über Religion zu denken, mich mit diesen tiefsten Fragen zu beschäftigen, und sollte ich auch nie zur Wahrheit kommen, sollte sie wirklich Menschaugen unerreichbar und für ein künftiges Leben aufgespart sein, so ist das Streben darnach göttlich genug.“

Aufs tiefste war Hilty von dem furchtbaren Elend beeindruckt, dessen Zeuge er in London, „diesem modernen Babel“, wurde, und von dieser Zeit schreibt sich sein dauerndes Erbarmen und seine tätige Anteil-

nahme her, die er an den sozial unterdrückten oder ganz niedergedretenen Menschen nahm. So hatte er später auch volles Verständnis für das Wirken der Heilsarmee an den im Schlamm Versunkenen und von der Gesellschaft Ausgestoßenen. Schon damals bemerkte er:

„Sinnliche Menschen und gefallene Mädchen sind meist mehr zu bedauern als zu verachten, und man sollte namentlich den letzteren den Weg zur Rückkehr nicht so versperren, wie es geschieht. Ich bin nun einmal der Meinung, daß Reue alle Schuld tilgt und daß Unschuld selbst nicht unersetzbar ist. Ein gebesserter Sünder ist so gut und oft viel größer als ein nie Gefallener. Christus selbst hat das gleiche gelehrt, und wie er Sünden vergeben konnte, kann es jeder, der sich der Sünder annehmen will. Die christliche Kirche aber und die sogenannte gute Gesellschaft versteht nur zu strafen, nicht zu bessern und zu vergeben.“

Nach der Rückkehr von einem längeren Aufenthalt in Paris ließ sich Hilty auf Wunsch seines Vaters Ende 1854 als Rechtsanwalt in Chur nieder und übte diesen Beruf achtzehn Jahre lang mit wachsendem Erfolg und immer größerer Beliebtheit aus, die ihm seine unbedingte Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in allen Geld- und Vertrauenssachen eintrug. Mit welcher Befriedigung er seiner Aufgabe lebte, bezeugt seine Äußerung (1866): „Mein Beruf ist ein für mich ungewöhnlich geeigneter: öffentlich wirksam und privat zugleich wie kein anderer, Mittel zum Guten und Gelegenheit zur Belehrung der Menschen.“ Seine Menschenkenntnis und Erfahrung in allen Angelegenheiten des Lebens erfuhr in diesen Jahren alle nur mögliche Förderung. Inzwischen hatte er sich am 28. September 1857 mit der Tochter eines bekannten Staatsrechtslehrers in Bonn, Johanna Gärtner, vermählt, einem Patenkind von Ernst Moritz Arndt; mit ihr war er vierzig Jahre lang in glücklichster Ehe verbunden. „Sie opferte dem Lebensweg ihres Gatten restlos ihre ganze Persönlichkeit, ihre Talente, ihre Muße und Ruhe, indem sie alle kleinen häuslichen Sorgen von ihm fernhielt und große

Prüfungen mutig mit ihm trug“ (A. Stucki). Kurz vor seinem Tode schrieb Hilty, 1897 Witwer geworden, er möchte im jenseitigen Leben keinen andern Menschen, den er jemals auf Erden kennengelernt habe, unbedingt und dringend wiedersehen als einzig die Frau, die er besessen habe. „Es ist dies ein Beweis, daß sie ein Stück meines besten eigenen Wesens ausmachte, das seither nicht mehr ganz vollständig ist.“ Durch seine Gattin trat ihm schon früh die sogenannte Frauenfrage nahe, und unermüdlich ist er für eine bedeutende Erweiterung der Frauenrechte eingetreten, um ihnen den wohlverdienten Einfluß auf die Geschichte des ganzen Volkes zu verschaffen. Das war damals, längst vor Ibsens „Puppenheim“, ein unerhört neuer Standpunkt, der erst viel später zur allgemeinen Geltung gelangte. Hilty hielt die Ehe für das denkbar größte menschliche Glück; „wo dasselbe aber nicht stattfinden kann, da ist ein aufrichtiges und wahres Zölibat, verschönt durch Freundschaft und andere gute Lebenszwecke, ein ganz ausreichender Ersatz dafür“.

Im Laufe seiner langen Anwaltszeit legte Hilty den Grund zu seiner staunenswerten Belesenheit und allseitigen Bildung durch umfangreiche Lektüre, die zunächst neben der deutschen Literatur namentlich den griechischen und römischen Klassikern galt, von denen er wiederum die großen Historiker und stoischen Moralphilosophen am gründlichsten kennen und am höchsten schätzen lernte. Aber auch mit den Hauptwerken der englischen, französischen und italienischen Dichtung und Philosophie, und zwar in der Ursprache, ward er innig vertraut. Am meisten liebte er Dante, dessen Göttliche Komödie seit 1863 neben der Bibel sein wahres Lebensbuch wurde; ihm widmete er auch zwei noch heute ungewöhnlich anziehende Aufsätze. Durch mehrere Italienreisen vertiefte und erweiterte sich sein Gesichtskreis; welche Begeisterung die erste Romfahrt im Frühjahr 1868 in ihm erregte, können wir aus dem Tagebucheintrag schließen: „Der Auf-

schwung war gewaltig, ich war selten im Leben so gehoben als bei der Rückkehr. Die alte Kultur und die Kunst habe ich erfaßt.“ Noch als Siebzigjähriger gesteht er: „Italien ist für jeden deutschen Geist eine unentbehrliche Anregung und, wenn rechtzeitig geschaut, eine lebenslange herrliche Erinnerung.“ — Es darf andererseits nicht vergessen werden, daß Hilty stets ein überzeugter Schweizer Patriot und Politiker gewesen ist; seine militärische Laufbahn begann schon 1856; sie führte ihn in den eidgenössischen Militärjustizstab, an dessen Spitze er die letzten siebzehn Jahre seines Lebens stand, mit dem Grad eines Obersten. Er versah seine militärische Pflicht freudig, und es wird berichtet, daß er auch als alter Mann in der genannten Zeit nicht für eine Stunde Urlaub genommen habe.

Die Wende in Hiltys Leben erfolgte im Herbst 1863: es war die entscheidende Begegnung mit Christus. Aus seinen Tagebüchern ist zu ersehen, daß sein durch viele Enttäuschungen und schwere Sorgen gereifter Geist eine neue Vertiefung suchte und auf einem großen Umweg über alle Philosophie zum wirklich geistigen Erwachen kam. Dieser erste Durchbruch fand in den folgenden Jahren immer neue Bekräftigung, wenn auch der Aufstieg zur höheren Lebensstufe und zum reineren Leben in Christus sehr mühselig und mit schmerzlichen Kämpfen verbunden war. Im Dezember 1867 heißt es dann im Tagebuch: „Neues Leben. Verzicht auf die eigene Persönlichkeit und Kraft durch die Berleburger Bibel.“ Schon ein Jahr vorher lesen wir: „Nun habe ich den Ankergrund aller Freude und Hoffnung gefunden: das fröhliche Vertrauen zu Christus und seiner Lehre.“ Wie sich diese Wendung in seinem äußeren Dasein auswirkte, bezeugen uns die Lebensregeln, die er für sich damals aufstellte, und die recht bezeichnend sind für die nüchterne, auf praktische Bewährung dringende Art Hiltys, die er bei aller mystisch erfahrenen Gnade beibehielt:

„Ich will jede Ehre fliehen; ich will allen Luxus und jede sinnliche Lust fliehen; ich will nie einem Menschen zürnen oder ihn zur Rache ziehen; ich will nicht das Böse aufsuchen, sondern das Gute; nie tadeln, sondern loben, was zu loben ist; ich will alles, was ich kann, selbst verrichten und mich auf keinen Menschen stützen und verlassen; ich will die Menschen nach ihrem Kern beurteilen und keine Freundschaften suchen, als die auf das Göttliche gegründet sind; ich will nach keinem Reichtum trachten und ihn für nichts achten, wo ich ihn finde; ich will alle Geschöpfe Gottes, auch Pflanzen und Tiere lieben; ich will trachten, mein Herz rein und frei zu erhalten von allem Geschaffenen, damit es Gott schauen kann; ich will stets freigebig sein, das macht nicht arm; ich will niemals ein Bitten der Armut um Geschenke oder Darlehen abschlagen.“

Auffallend ist es, daß es außer Dante verschiedene katholische Heiligengestalten waren, die ihm in den Jahren seines schwersten Ringens um den Christusglauben Führerdienste leisteten; ganz besonders nahe stand diesem „entschiedenen Protestanten von etwas nach der calvinistischen Seite hinneigender Färbung“ (nach seinen eigenen Worten) St. Franziskus, in dessen *Fioretti* (Legenden) mehr wahres, lebendiges Christentum zu finden sei als in vielen stattlichen Folianten lutherischer und reformierter Theologie des 17. und 18. Jahrhunderts. Ferner nennt er mit Dankbarkeit Augustinus, Fénelon, Franz von Sales und Bischof Sailer, dann die heilige Katharina von Genua und die heilige Theresia, während auf evangelischer Seite ihm damals besonders Jung-Stilling und Tersteegen wichtig wurden. Schon früh tritt eine gewisse Neigung zur Askese, zur sinnvollen Inzuchtnahme der äußeren Wünsche und Bedürfnisse hervor. Seine Erfahrungen drückte er in jener Zeit mit den Worten aus: „Wo immer ich mich auf einen Menschen stützen wollte, wurde er mir entzogen; ich mache gar keinen Versuch mehr. Meine Hoffnung ist nur noch Gott.“

Allmählich war es Hilty zu klarem Bewußtsein gekommen, daß die Anwaltspraxis nicht seine eigentliche Lebensaufgabe sei; die Tagebücher lassen erkennen,

daß er sich nach etwas Größerem, Freierem sehnte. Ein höchst bedeutsames umfangreiches Dokument von seiner Hand hat sich erhalten, das uns tief hineinschauen läßt in sein Ringen um Klarheit über seine wahre Berufung im Leben; es ist datiert vom 23. Januar 1872 und sei hier auszugsweise wiedergegeben:

„Seit acht Tagen liege ich hier mit einer Augenentzündung untätig, und wieder habe ich die Wahrheit des Wortes erfahren, daß Leiden stets die Eintrittszeichen großer Güter sind. Diesmal sind mir endlich heute mein Werk und Beruf auf dieser Welt klarer geworden... Mein jetziger Beruf als Anwalt kann es nicht sein, und er ist immer weniger geeignet, es in Zukunft zu sein. Das sehe ich klar, obwohl ich den Weg des Aufgebens noch nicht sehe. Ich habe aber gottlob Zuversicht auf Gott genug, um auf die Länge darüber nicht ängstlich zu werden und in die ‚Traurigkeit der Welt‘ zu verfallen... Die Religion wird und muß bei mir tiefste Herzenssache, Grundlage alles andern werden, aber nicht Beruf. Es bleibt mir nichts übrig als der Staat. Zwar sehe ich den Weg noch nicht, der mich dazu führen soll, und auch zu mir spricht derselbe stets noch: wer hat dich zum Obersten und Richter über uns gesetzt? aber Gott muß das bewähren, und ich habe nun das feste Gefühl, er wird's. — Von heute ab will ich mich entschieden zum Staatsberuf *vorbereiten*. Es ist ein deutliches *Bild* dessen, was ich will, das mir vorschwebt; und mehrere entschiedene Grundsätze:

Fuße auf Glauben an Gott, an den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit und fasse die Schwierigkeiten nicht als Sieg des Bösen, sondern als Prüfung deiner Kräfte auf! Das Schlechte muß immer am Ende *dienen* und unterliegen. Es verzehrt sich selbst untereinander.

Wende dich stets an die Interessen der *ganzen Menschheit* im Geist und an die *guten* Leidenschaften der Menschen, nicht an die schlechten!

Im speziellen frage dich stets nur: Was dient dem *eigentlichen Volk?*, und diesem folge als deinem praktischen Leitstern!

Soweit es nach obigen Grundsätzen möglich wird, folge deiner natürlichen Lebenslage, in die dich Gott gesetzt hat, und vertritt dann die *natürlichen*, angeborenen Interessen, also immer: Fortschritt, Bürgertum, Volkstum, deutsche Art!

Habe aber stets die Sache, nie die Personen im Auge, und trachte auch die Gegner zu verstehen und ihre *guten* Motive nicht zu verkennen!

Laß dich nicht erbittern, und selbst die Wahrheiten sage stets mit Gerechtigkeit und mit Liebe und nicht mehr, als zum Zweck der Belehrung oder des Zeugnisablegens für die Wahrheit erforderlich, nie nur um der Rhetorik, des Witzes, der Bestechung willen!

Meide alle *Falschheit* und vor allem jeden Eigennutz! Ein gesicherter Ruf der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit ist der alleinige Boden, auf dem bei uns ein Staatsmann wirken kann. Ohne den genießt er kein Vertrauen und steht auf Sand, den die nächste Meereswoge der Volksgunst wegspült . . .

Fange *gern* klein an und sei auch im Kleinen treu und fleißig! Alles Große, das vergiß nie, fängt klein an. Nichts Dauerndes tritt mit großem Geräusch auf. Solches ist immer Wind.

Sei sanftmütig! Nimm das Leben ernst und sei stets verständlich! Laß dich aber nicht betrügen oder die Leute glauben, sie hätten dich betrogen!

Eine deiner Haupt Sorgen sei, strebende und brave Männer ans Licht zu ziehen, zu suchen und an ihren Posten zu bringen!

Arbeite immer mehr aktiv und produktiv zur Beförderung der Menschheit als kritisch! Dein Beruf und Talent ist dort.

Bilde dich immer fort für den erwähnten Beruf, dagegen für den Anlaß, ihn auszuüben, Sorge nicht! Das laß Gottes Sorge sein! *Nichts suchen und nichts versorgen*, muß deine Regel sein . . .

Das muß ich mir immer noch sagen und *fest* vornehmen, nicht das allergeringste für meine politische Erhöhung oder meinen Selbstruhm zu tun, sondern ganz allein Gottes Ruf, der mir deutlich wird, zu folgen. Es wird mir auch, das weiß ich, nichts gelingen, was ich selbst täte, und ich werde nur langsam auf ungeahnten, scheinbar zufälligen Wegen empor kommen . . . Diesen Tag und Entschluß suchte ich nicht. Er hat auch kein äußerliches Merkmal. Aber dennoch weiß ich's: heute beginnt eine neue Bahn klar und deutlich. Du aber, Herr, bestätige, was ohne dich alles leerer Hauch ist!"

Ein Jahr nach dieser inneren Entscheidung für den Staatsberuf erfolgte „völlig ohne sein Zutun und für ihn ganz unerwartet“ seine Ernennung zum ordentlichen Professor für schweizerisches Staatsrecht an der Universität Bern auf Grund seiner ersten schon 1866 veröffentlichten Schrift: „Theoretiker und Idealisten der Demokratie“, in der er die praktische Forderung der

Volksabstimmung für Verfassung, Gesetze und Staatsverträge aufstellte und für eine gleichartige Gesetzgebung in der ganzen Schweiz eintrat, Ideen, die dann in der neuen Verfassung von 1874 verwirklicht wurden. Vom Sommersemester dieses Jahres an hat Hilty an der Berner Hochschule gewirkt bis zu seinem Tode; sein Lehrauftrag wurde 1882 noch auf allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht sowie auf schweizerische Geschichte ausgedehnt. Als wirklich berufener akademischer Lehrer der Jugend, ja des ganzen Volkes, setzte er sich zum Ziel, seine Zuhörer zu staatsmännischem Denken zu erziehen, für das Vaterland brauchbare Menschen heranzubilden nach dem hohen christlichen Ideal, dem er selbst nachlebte. Von der juristischen Fakultät wurde anerkannt, daß er in seltenem Maße Verständnis für Recht, Geschichte, Philosophie und Politik vereinigte; „er fesselte ebenso durch die ungewöhnlich lebendige und geistvolle Art des Vortrags, die seine Studenten oft veranlaßte, die Feder hinzulegen und sich ganz dem Genusse des Hörens hinzugeben, als auch durch die Weite und Unabhängigkeit seiner Anschauungen“.

Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit war Hilty in umfassender Weise mit der Abfassung wertvoller wissenschaftlicher Werke beschäftigt, die in erster Linie den politischen rechtlichen Belangen seiner Heimat galten und in einer unlöslichen Verbindung von nüchterner Sachlichkeit und idealer Schwungkraft auf die Bildung und Erziehung seiner Landsleute ausgerichtet waren. Erwähnenswert ist noch, daß Hilty in den dreiundzwanzig Bänden des von ihm herausgegebenen „Politischen Jahrbuchs der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ über seine Fachgebiete hinausgehend alle Geisteswissenschaften und alle drängenden praktischen Fragen seiner Gegenwart mit reifer Urteilskraft vom christlichen Standpunkt aus beleuchtete. Mit klarem Blick schaute er in die Zukunft und richtete Mahnungen und Warnungen an sein Volk wie auch an

die großen Nationen, die, wenn sie beachtet worden wären, Europa den Zusammenbruch in zwei Weltkriegen erspart hätten. Noch das zuletzt in seinem Todesjahr 1909 herausgegebene Jahrbuch enthielt z. B. die prophetischen Worte:

„Die Kleinstaaten Europas werden Mühe haben, in einer Zeit, wie sie ist und noch erst kommt, ihre volle Selbständigkeit zu bewahren und nicht dem Protektorat in irgendeiner Form anheimzufallen. Sie können es nur, wenn sie die innere Größe in dem Dienst einer wahren und großen Idee (an Stelle der bloßen Macht oder des bloßen Reichtums) suchen, deren Träger sie schon so oft in der Geschichte der Menschheit gewesen sind.“

An Ehren fehlte es dem großen Wissenschaftler und praktischen Staatsmann nicht: im Jahre 1890 wurde er als demokratischer Abgeordneter seines heimatlichen Wahlkreises Werdenberg in den Nationalrat gewählt und genoß bei politischen Freunden und Gegnern hohes Ansehen; das bezeugt der Nachruf, den der Präsident des schweizerischen Nationalrats ihm nach seinem Tode widmete, in dem es unter anderm heißt: „Wir werden noch lange den greisen Gelehrten, den geistvollen Berater und Kollegen und den warmen, stets edel denkenden Vaterlandsfreund unter uns vermissen; er hat sich durch sein hingebendes Wirken für unser Land und Volk ein bleibendes Denkmal gesetzt.“ Am Ende des Jahrhunderts wurde Hilty wegen seiner Autorität auf dem Gebiete des Völkerrechts als Vertreter der Schweiz an den internationalen Schiedsgerichtshof im Haag berufen; aber voller Enttäuschung kehrte er von den dortigen Sitzungen zurück, die sich zum Ziel gesetzt hatten, einen Zustand des Gleichgewichtes unter den europäischen Großmächten zu erzwingen und durch zwischenstaatliche Satzungen einen dauernden Frieden herbeizuführen. Rückblickend auf die Haager Zusammenkünfte und Verträge schrieb Hilty, daß durch sie keine Beilegung der tiefen Konflikte zwischen England und Deutschland, Amerika und Japan zu erwarten sei.

„Es hat sich gezeigt, daß trotz aller Friedenskongresse eigentlich ein Rechtszustand auch in der zivilisierten Welt nicht besteht, sondern auch hier, wie in wilden und halbwilden Ländern, die Macht und Gewalt allein gilt, unter stillschweigender Zulassung wenigstens, wenn auch nicht Zustimmung, aller Nichtbeteiligten“ (1900).

Er selbst strebte von ganzem Herzen die Überwindung des Krieges an in der moralischen Höherführung der Menschheit und in der Entwicklung des Völkerrechts, wußte aber wohl, daß mit nur humanem Idealismus und Pazifismus der Krieg nicht aus der Welt geschafft werden kann, daß eine wahrhafte Dauerlösung der kriegerischen Spannungen nur auf der Grundlage einer religiösen Erneuerung möglich ist. In der Leugnung eines Völkerrechts, ja schon im Zweifel daran, sah er die schlimmste Gefährdung des Friedens, die es gibt. Zur Stiftung des Gottesreiches auf Erden gehören Kräfte von oben, die durch Christus geschenkt werden und zunächst dem gläubigen Einzelnen den inneren Frieden bringen; erst wenn einzelne friedlich gesinnte und des Friedens fähige Menschen in den verschiedenen Staaten die Oberhand gewinnen, kann es den schon von Kant gewünschten ewigen Frieden geben, der „unter den zivilisierten Völkern zwar nicht bloß ein Traum ist, sondern etwas mehr als das, nämlich eine unauslöschliche Hoffnung und ein erstrebenswertes Ziel für alle Menschen von gutem Willen. Aber eine Hoffnung einstweilen auf unbestimmte Zeit“.

In der letzten von ihm veröffentlichten Abhandlung „Pax perpetua“ (d. h. der ewige Friede) spricht Hilty die Erwartung aus, es würde „im besten Falle vielleicht im zwanzigsten Jahrhundert“ die tiefgründige sittliche Reform der gegenwärtigen Völker und ihrer gesamten staatlichen und religiösen Zustände eintreten, die allen ernsthaften Friedensbestrebungen vorgehen muß; aber er war fest davon überzeugt, daß schwerste Katastrophen bevorständen. Bevor sie hereinbrachen, hat Gott der Herr ihn heimgesucht: im siebenundsiebzigsten Lebensjahr nahm ihn ein rascher

schmerzloser Tod am 12. Oktober 1909 während eines kurzen Urlaubs mitten aus ungebrochenem Schaffen hinweg. Mit Recht konnte der amtierende Geistliche — es war der Vater Karl Barths — an seinem Grabe das Schriftwort sprechen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben dein Heil gesehen“; auf seinem Grabstein aber stehen unter seinem Namen nur die drei Worte: „Amor omnia vincit“ (Die Liebe überwindet alles).

Der vorbildliche Erzieher

Der erste Band seiner „Briefe“ beginnt mit einer umfangreichen Abhandlung über „Die Kunst der Erziehung“, wie sich auch über sein ganzes Werk verstreut wertvollste Gedankengänge oder kurze, treffende Bemerkungen zu diesem brennenden Problem finden. Er selbst hatte schon auf der Kantonschule zu Chur über Erziehungsfragen nachgedacht, weil ihn der Unterricht in Religion und Geschichte in keiner Weise befriedigte; durch seine Erfahrungen mit vielen Menschen, durch reiche Beobachtungen an den eigenen Kindern wie bei der akademischen Jugend war er imstande, klare Erkenntnisse zu gewinnen und sie in endgültigen Prägungen weiterzugeben. Nach den ungewöhnlich schmerzlichen Jugenderlebnissen mit den abstoßenden Methoden, den christlichen Glauben in paraphrasierten Sätzen kindlichen Gemütern einzutrichtern, war er mit seinen Äußerungen über religiöse Erziehung sehr zurückhaltend; seine Ansicht ist, daß auf diesem Gebiete dem Erzieher die Pflicht obliege, den in jedem Menschen liegenden „Zug zum Höheren“ zu wecken, zu befördern, zu leiten und die Hindernisse zu beseitigen, die mit seinen angeborenen tierischen Instinkten gegeben sind.

„Die Kraft zum Guten und zur Überwindung des Bösen, die es im Erdenleben gibt, ist der Glaube an Gott und Christus. Allerdings ist dieser Glaube eine Gnadengabe Gottes und kommt nicht durch menschliche Veranstaltungen. Aber *das Verlangen darnach* kann man den Kindern durch Erziehung geben.“

Auf die große Frage, was der Endzweck des Lebens ist, dem das Werk der Erziehung offenbar nicht widersprechen oder gleichgültig gegenüberstehen darf, antwortet Hilty in allen seinen Schriften: bewußt am Reiche Gottes mitzuarbeiten. Noch im siebzigsten Lebensjahre hat er in einer Rektoratsrede den Studenten zugerufen:

„Des Lebens Ziel ist nicht, die Welt zu genießen, auch nicht einmal, sie wissenschaftlich zu erkennen, sondern aus dieser Erde ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit und der Liebe zu machen, soweit es jeweils möglich erscheint; und nur soweit wir *daran* mitgeholfen haben, soweit hat unser Leben einen Wert gehabt.“

Freilich weiß er, daß dies Ziel einem heranwachsenden Menschen nicht ohne weiteres zur Überzeugung werden kann, da er seinen Lebenszweck vorläufig noch in sich und nicht in einem andern oder in der gesamten Weltordnung sucht. Hier gilt als Hauptaufgabe für den Erzieher, aus eigener richtiger Auffassung heraus die Jugend zur Freude an allem Guten und Wahren zu gewinnen und gegen alles Häßliche und Falsche mit Abneigung zu erfüllen, die auf völliger Überzeugung beruhen müsse. Dann solle die *Selbsterziehung* beginnen mit dem Ziel, die Ichheit zu beseitigen und das Leben so zu gestalten, daß es ganz ein Gefäß göttlicher Gedanken wird, Gottes Zwecke auf Erden verfolgt und daß von ihm Segen auf andere sich ergießt. Auf diese Selbsterziehung legte er das größte Gewicht; sie führe, nie aufhörend, bis an die Pforten des Übergangs zu einem andern Leben und sei eigentlich das allein Entscheidende in der menschlichen Fortbildungsschule vom Tier zum höheren Geisteswesen. Er selbst war durchaus nicht ohne Schrofheiten und Fehler in seinem Charakter, zu denen er

Veranlagung zum Hochmut, Menschenverachtung und Ungeduld rechnete, jedoch hat er in jahrelangen Kämpfen um innere Läuterung gerungen und war auch in späteren Jahren immer bereit, aus dem gerechten Tadel von anderer Seite zu lernen und begangene Irrtümer oder ungerechte Urteile öffentlich zu berichtigen.

Auf Grund seiner tiefen Menschenkenntnis wandte er sich gegen die vor zwei Menschenaltern herrschende Zeitströmung, die alles Schlechte und jedes Verbrechen aus dem „Milieu“ erklären und entschuldigen wollte, wodurch die Verantwortlichkeit des Menschen bedenklich herabgesetzt wurde. Von seinen Ausführungen darüber seien die folgenden ausgewählt:

„Daß die Sünden der Eltern bis ins dritte und vierte Glied sich strafen und ihre Tugenden sich bis ins tausendste lohnen können, ist nur zu wahr und von der täglichen Erfahrung bestätigt. Doch sind diese Anlagen nicht unüberwindlich und jeder Mensch dessenungeachtet verantwortlich für sich. Eine sogenannte erbliche Belastung im Sinne einer zwingenden Notwendigkeit ist ein Hohnspruch gegen Gott und die Menschheit. Die Verschiedenheit der Anlage und der Geburt aus einer guten oder schlechten Familie wäre ein Grund zur Klage über eine ungerechte Verteilung der menschlichen Lose, wenn nicht der freie Wille bestünde und daher sehr oft aus den allerbesten Verhältnissen Egoisten und aus dem Sumpfboden edle Menschen hervorgehen. Freilich kann man nicht etwas ganz anderes aus sich machen, als wozu die Anlage vorhanden ist. Es soll nicht jeder alles werden können, und schon eine sehr große Vielseitigkeit ist manchmal nur auf Kosten der Gedankentiefe vorhanden. Jeder Mensch ist in den Anfängen seines Werdens ein rohes Material, das erst, teils durch die formende Gestalt des Lebens selber mit seinen mannigfachen Einwirkungen, teils durch Menschenhand und Menschenklugheit zu einem wirklichen Menschenbild und Kunstwerk ausgestattet werden soll.“

In Übereinstimmung mit Pestalozzi, den er sehr hochschätzt, ist er der Ansicht,

„daß jede Lebensstufe in dem Menschen etwas von ihrer speziellen Art zurücklassen, gewissermaßen ablagern müsse: die Kindheit die Heiterkeit, den Frohsinn, das unerschütterliche Vertrauen auf die Menschen, die Anschmiegungs-

fähigkeit des Kindes; die Jünglingszeit den schwungvollen, aufopferungsfähigen Enthusiasmus; das männliche Alter die Festigkeit und Verständigkeit der Überlegung und des Handelns; das Greisenalter die ruhige Gewißheit eines gänzlich abgeklärten Lebens. Wo etwas von diesen Elementen fehlt, da entsteht kein *ganzer* Mensch. Eine Periode seines Lebens hat eben ihren speziellen Dienst nicht getan, und das kann nicht nachgeholt werden. Unsere Erziehungsmethoden sorgen aber manchmal dafür, daß Kinder nicht lange genug Kinder bleiben können und Jünglinge schon Männer sein wollen. Sie erreichen es dann dadurch sehr häufig, daß Greise noch einmal Jünglinge werden wollen, wenn es für sie nicht mehr passend ist.“

Hilty ist sich vollkommen der Stufenhaftigkeit des menschlichen Wachsens bewußt und verlangt daher von den Lehrern der unteren und oberen Schulen, das mögliche zu tun, die ihnen jeweils anvertraute Stufe zur Entfaltung zu bringen mit dem dahinter stehenden Ziel, jeder einzelnen Menschenseele in ihrem unvergleichlichen Werte zur lebensvollen, individuell ausgestalteten Persönlichkeit zu verhelfen. Dazu müssen sie selbst gute und feste Grundsätze haben, nicht bloß von Fall zu Fall handeln und mit ihrem Beispiel die segensreichen Folgen dieser Grundsätze vorleben. Größtes Gewicht aber legte er der häuslichen Erziehung bei; denn die Familie ist eben die natürliche Erzieherin der ersten Lebensstufe des Menschen.

„Wenn man sich fragt, was dem Kinde bewußt anzu-erziehen sei, so sind wir der Ansicht, daß sich das in wenigen Gewohnheiten beschränken könne, mit denen allerdings sehr frühe begonnen werden muß. Es sind dies Gehorsam, Aufrichtigkeit, Freundlichkeit, Freigebigkeit, Arbeit-samkeit, Selbstüberwindung, Abwesenheit von allem Klassen-hochmut, ebenso wie von aller Menschenfurcht.“

Hilty erwartet von den Eltern, daß sie diese Gewohnheiten ihren Kindern durch das eigene Vorbild darleben, und namentlich setzt er Vertrauen auf die Mutter, die instinktiv dem eigenen Kinde die richtige Behandlung zuteil werden läßt. So sind auch an eine ihm bekannte Frau und Mutter die erwähnten Briefe über die Kunst der Erziehung gerichtet, die, mögen

sich auch die sozialen Verhältnisse inzwischen stark verändert und verschlechtert haben, in ihren grundsätzlichen Erkenntnissen noch heute gültig und anwendbar sind.

Ganz im allgemeinen mahnt er, sich vor zu großer Strenge zu hüten; „ein einziger Zornausbruch von elterlicher Seite kann in dem Gemüte eines schon sehr entwickelten Kindes eine unverilgbare Narbe zurücklassen“. Bestehende Charaktereigenschaften lassen sich ohne Schaden nicht ganz brechen; man müsse versuchen, sie *in ihrer Art* zu veredeln, so daß aus dem Fehler die ihm zunächstliegende Tugend wird; „dazu gehört, wie zu aller Erziehung, viel *Geduld* und *Gerechtigkeit*“. „Jedenfalls muß man Kindern nichts Ungehöriges nachsehen oder gar darin nachgeben, aber auch nichts nachtragen und nicht an vergangene Fehler erinnern, die verziehen sind.“ Die Hauptsache werde stets bleiben, die Liebe und das Vertrauen der Kinder zu gewinnen und dauernd zu besitzen. Die Erziehung muß, wie Hilty fortfährt, frühzeitig angefangen werden, bevor die Schule kommt.

„Schon bei dem kleinen Kinde kann man beginnende Charakterfehler, wie Genußgier, Eigennutz, Neigung zu Zorn, Eitelkeit, Unfolgsamkeit, Unreinlichkeit, wahrnehmen, welchen durch ernstes Entgegenhandeln vorgebeugt werden muß . . . an eine Unschuld der Kinder in dem ausgedehnten Sinne zu glauben, daß sie als ganz reine, unberührte Wesen aus dem Schoße Gottes in die Welt kommen und erst durch die Berührung mit derselben verdorben werden, ist ein Aberglaube.“

Wenn Christus wiederholt seine Jünger auf den reinen Kindersinn verweist, so meint er damit eine gewisse Aufrichtigkeit und Unberührtheit von der Falschheit und Lüge der Welt; daran soll auch die Erziehung anknüpfen und die kindliche Vertraulichkeit und Warmherzigkeit gegen alle Geschöpfe zu bewußten Charaktereigenschaften wie Mitleid und Edelmut, Dankbarkeit, Höflichkeit und Treue ausbilden.

Über die *Schule* äußert sich Hilty öfters kritisch,

eben weil er ihr Versagen infolge einer viel zu mechanischen Methode am eigenen Leibe erfahren hatte; er hält die Weckung des Ehrgeizes, wie sie in den höheren Schulen gang und gäbe ist, für ein unrichtiges Prinzip, das vieles Unglück in der heutigen Welt verschuldet habe. „Ich kann mich aus meiner eigenen Erziehungszeit wohl an einige sehr gelehrte Leute, von denen man viel lernen konnte, aber an keinen einzigen Erzieher von Gottes Gnaden erinnern.“ Dennoch ist die staatliche Schule, die das heranwachsende Kind übernimmt, an ihrer Stelle verantwortlich für eine natürliche, gedeihliche Weiterentwicklung, auch für die körperliche Ausbildung des Zöglings. Hilty tadelt, daß die Jugend mit Wissen vollgestopft wird, das zum Teil für das Leben ganz unbrauchbar bleibt.

„Auch die nützlichen Kenntnisse können nicht so einfach, in beliebiger und für alle gleicher Reihenfolge und durch bloße Aufnahme in das Gedächtnis erworben, sondern sie müssen durch Verarbeitung zum geistigen Eigentum werden . . . Vor allem handelt es sich darum, die vorhandenen Fähigkeiten auszubilden und rasch, gut und gern arbeiten zu lernen.“

Mit Nachdruck weist Hilty darauf hin, daß es nichts mit aller menschlichen Erziehung sei ohne Gottes Werk im einzelnen Menschen. „Gott allein kann ihn schließlich aus der Macht der Sinnlichkeit befreien, was die Aufgabe einer jeden Erziehung ist — aber die Anleitung zu einer Empfänglichkeit hierfür muß sich doch geben.“ Nach Hiltys Auffassung sollen die Kinder auch als lebendige Glieder in der kirchlichen Gemeinschaft erzogen werden, zu der sie durch ihre Geburt gehören, aber die Hauptsache sei, Gott aufrichtig lieben, stets in seiner Nähe und Führung sich befinden und in allen Dingen des täglichen Lebens nach Kräften dem Beispiel unsres Herrn folgen. „Sollen sie dann noch eine besondere Mission bekommen, so wird sie ihnen Gott zur rechten Stunde und unter den richtigen Verhältnissen zeigen. *Dafür* hat die Erziehung nicht zu sorgen.“

Hilty wünscht, daß Knaben und Mädchen zur Verachtung aller Weichlichkeit, Bequemlichkeit und Sentimentalität erzogen werden, und betont auch, daß die beste Fortbildungsschule der Eidgenossenschaft der Militärdienst sein würde, allerdings fügt er hinzu — und das hätte sich der preußische Militarismus sagen lassen sollen —: „wenn er noch weit mehr als bisher auch die persönliche und sittliche Erziehung der Soldaten sich zum Ziele setzte“. Dabei warnt Hilty vor der Überschätzung der Gesundheit als des höchsten Gutes und betont die Hauptpflicht der Eltern, ihre Kinder vor den Irrwegen zu bewahren, welche mit den sexuellen Verhältnissen im Zusammenhang stehen:

„Besonders ist es Aufgabe der Erziehung, die junge Seele von der Befleckung durch Unsittlichkeit frei und einem reineren Leben als der bloß sinnlichen Auffassung desselben zugewandt zu erhalten. Denn es gibt *nichts*, was den Boden, auf welchem später die edle Pflanze einer wahren Religion Wurzel fassen und gedeihen soll, dazu untauglicher macht als die Gewalt der Sinnlichkeit.“

Allerdings ist er ganz und gar dagegen, mit den Kindern ausdrücklich und ausführlich darüber zu sprechen, wie zu seiner Zeit die Forderung nach „Aufklärung“ gestellt wurde, wobei er auf die kurze, aber äußerst bestimmte Art hinweist, mit der unser Herr Christus sich bei verschiedenen Anlässen verhält, welche Stoff zu langen Predigten geboten hätten (z. B. Matth. 19, 10—12).

Als äußerst wichtig erscheint ihm, die Jugend vor schlechter Lektüre und mäßigen Theaterstücken zu schützen, überhaupt ihren Geist gegen alles *Gemeine* unempfänglich zu erhalten. Dagegen betont er die Bedeutung von Literatur und Kunst als bester Erziehungs- und Bildungsmittel und gibt beherzigenswerte Winke, wie man z. B. die Werke hoher Dichtkunst früh zugänglich machen solle. Dabei haben natürlich solche, wenn auch berühmte, Dichtungen auszuscheiden, denen ein stark sinnlicher Zug aufgeprägt ist, der ein Hauptgrund des Niederganges der zivili-

sierten Völker sei. Die *Kunst* ist jedoch nach Hilty in erster Linie dazu berufen, statt zu einem Kultus des Häßlichen und zur Kenntnis der ordinären Wirklichkeit zur *Schönheit* anzuleiten. In der damaligen sogenannten schönen Literatur vermißte er eine freudige, zuversichtliche Haltung, weil ein innerer Widerspruch zwischen der Hoheit der Kunst und der Künstler bestände. Darum zitiert er das Dichterwort:

Wißt, daß auch die Kunst in Flammen das
Vergängliche verzehrt!
Um den Geist emporzurichten aus der Sinne
rohem Schmaus
Und der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott
die Künstler aus.

Von der besten Poesie seiner Zeit hatte er den Eindruck, daß sie für Kranke und Gedrückte viel zu wenig leiste. Auffallend wenig spricht Hilty von der Musik, in der wir doch, nicht zum wenigsten durch die Bestrebungen und Erfolge der modernen Singbewegungen, eines der unumgänglichsten Mittel der Erziehung erblicken. Damals hatte Hilty den Eindruck, daß ein verweichlicher Musikbetrieb mit seiner Gefühlschwelgerei an der Verdummung und Charakterlosigkeit seines Jahrhunderts mitschuldig sei; andererseits betont er, gute Musik bedeute für die meisten Menschen eine Erfrischung und Erhebung der Seele, die auch auf den Körper günstig zurückwirke.

„Die Gewöhnung an das wahrhaft *Schöne*, als Lebensbedürfnis und Charaktereigenschaft, ist jedenfalls eine der allerbesten Schutzwehren, die man einem jungen Menschen in das Leben hinaus mitzugeben vermag.“

An die Studenten seiner Zeit richtete er als Rektor der Universität Bern die Aufforderung *Excelsior!* d. h.: Höher hinauf!, und er hatte auch im ganzen neuartige Reformgedanken für das akademische Studium in allen Fakultäten vorzubringen.

„Die *höheren Studien* auf den Universitäten werden sich auch verändern. Die Medizin wird den geistigen Zusammenhang, das geistige Band der Naturerscheinungen eingehend-

der studieren müssen, statt sich in lauter Spezialistentum aufzulösen; sie wird auch wieder glauben lernen müssen, daß es einen inneren geistigen Menschen gibt, welcher auf die Gesundheit des äußeren einen mindestens ebenso großen Einfluß ausübt als umgekehrt. Die Theologie muß praktischer werden. Seitdem es keinen Glaubenszwang mehr gibt, will die Menschheit nicht mehr Dogmatik und Katechismuslehre, sondern praktisches, anwendbares und beglückendes Christentum; das muß sie studieren, um es dann lehren zu können. Die Philosophie muß ebenfalls den Weg zu einem wahren und guten Leben und zu menschenwürdigen Zuständen im Staate zeigen und nicht nur eine sittlich gleichgültige Sammlung von Denkobjekten und Denkübungen sein. Und die Jurisprudenz endlich muß für ihr Recht ein anderes Fundament finden als den menschlichen Egoismus, den historischen Besitz oder die willkürliche Vorschrift eines parlamentarischen Gesetzgebers. — Das wird alles kommen; aber wir werden es nicht erleben und unsere Kinder und Enkel auch noch nicht . . . Die akademisch gebildeten Leute sollten in einem jeden Lande die geistige und sittliche Elite der Bevölkerung bilden, das ‚Salz der Erde‘, von dem alles übrige, das zwar ebenso notwendig ist wie das Salz, doch seinen Geschmack und seinen Typus empfängt.“

Zur christlichen Erziehung im besonderen gibt er den Rat, im Schulunterricht eine gute Kirchengeschichte zugrunde zu legen, die sehr geistvoll geschrieben und von historischen Ausblicken nach allen Seiten begleitet sein müsse. Die Eltern hingegen sollten die Hindernisse des Glaubens durch offene Aussprache von ihren Kindern fernhalten und dadurch *der stets bereiten Gnade Gottes* den Zugang öffnen. „Wenn die Sonne kommt, weicht die Finsternis von selbst; man braucht sie nicht noch durch besondere Mittel zu vertreiben.“ Dazu gehört das wahre, einfache Christentum als sicherster Weg zum wahren Lebensglück, das auf der Erfahrung von der *übernatürlichen Kraft Gottes* beruht, die nicht unsere eigene Kraft ist, und von der *Führung*, die über menschliche Weisheit in der Anwendung von Mitteln und Wegen hinausgeht. Beides ergibt sich aus der Religion unseres Herrn Jesus Christus, „wie aus seinen *eigenen* uns in den Evangelien

überlieferten Worten hervorgeht . . . Dieser Weg aber ist stets zu finden, den Aufrechten läßt es Gott gelingen.“

Der helfende Geistesarzt

Es mag viele überraschen, daß von Hilty, dem bedeutenden Staatsrechtslehrer und Historiker, auch als von einem helfenden Arzt gesprochen werden kann. Er war es im weitesten Umfang, wie ein anderer großer, etwas älterer Helfer der Menschheit, der Pfarrer Johann Christoph Blumhardt, auf dessen wunderbare Heilungen aus der Kraft des Heiligen Geistes Hilty wiederholt hinweist, der freilich nur durch das Heilmittel seines geschriebenen und gedruckten Wortes unzähligen Kranken beizustehen vermochte. Durchaus nicht zufällig ist es, daß ganz im Sinne Blumhardts und Hiltys die neuste medizinische Wissenschaft in führenden Vertretern Deutschlands und der Schweiz für den innigen Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde, zwischen Neurosen und unvergebener Schuld, aber auch zwischen Schuldbekennnis und Heilung aufgeschlossen ist. Hingegen wurde Hilty nach dem Erscheinen seiner Schrift „Kranke Seelen“ (1907) von der Fachwissenschaft scharf angegriffen, weil sie damals nicht begriff, daß er für Nervenranke als bestes Heilmittel die Wendung zum Christentum Christi empfahl; die Ärzte seiner Zeit konnten sich eben nicht von dem herrschenden naturwissenschaftlichen Materialismus ganz losringen, der, wie Hilty immer wieder aufzeigte, das geistige Elend dieser so nützlichen und so notwendigen Berufsklasse bildete, und von dem sie sich heutzutage weithin wieder zu befreien anfängt. Übrigens fragten viele Leser der genannten Schrift und einer andern früher erschienenen: „Über Neurasthenie“, die den Verfasser für einen Arzt hielten, bei Hilty an, wann er Sprechstunde halte.

Um anderen helfen zu können, mußte Hilty selbst

durch viele Leiden gehen, die für ihn das Hauptmittel bedeuteten, den Menschen zu Gott, zu einem lebendigen Glauben und zur Vollkommenheit zu führen. Er sagt darüber:

„Es ist mir kein geschichtliches Beispiel bekannt von einem Gotteskind, das in völliger Verzweiflung starb. Aber *nahe heran* kommt die Versuchung oft an die Besten . . . Große Gedanken wachsen nur aus einem Herzensgrunde, den große Schmerzen tief aufgefurcht haben . . . Wenn ich die Leiden aus meinem Leben streichen wollte, so würde nichts *ganz Gutes* in der Erinnerung übrig sein. Alles ist in solchen Zeiten gewachsen, und ich möchte *nichts* davon entbehren in der Summe meiner Erfahrungen.“

Auf Grund der genannten Schriften und der schönen Abhandlung: Willst du gesund werden?, die den ersten Band „Für schlaflose Nächte“ abschließt, sollen die noch heute zeitgemäßen Gedanken Hiltys auf diesem Gebiet neu dargeboten werden.

Er geht grundsätzlich von der Erkenntnis aus, daß keine Wissenschaft und Kunst *wesentlich* die Gesundheit und physische Kraft der heutigen Europäer verbessern und vor fortschreitender Entartung bewahren könne, die dem Ansturm einer neuen von Osten kommenden Völkerwanderung schwerlich standhalten würde. Dazu sei einzig und allein die freiwillige Rückkehr zu den sittlichen Geboten imstande, die allem gesunden körperlichen Leben zugrunde liegen.

„Die Grundfrage bleibt die, ob es überhaupt, unbeschadet seines engen Zusammenhanges mit dem Körper, einen menschlichen Geist gibt, oder ob das, was wir so nennen, nur eine Funktion der körperlichen Organe ist; und im ersteren Falle, ob seine Einwirkung auf den Körper eine mögliche und sogar die mächtigere sei, wenigstens sein könne als umgekehrt.“

Die geistige Kraft aber, die über die Krankheit Herr werden kann, und deren Mitwirkung der Arzt notwendig beanspruchen muß, steht außerhalb des Menschen, sie wird ihm von Gott geschenkt. Darum rät Hilty: „Frage bei jeder Krankheit sogleich, was mag Gott damit vielleicht wollen, wenn du überhaupt an

Gott glaubst, und bitte dann zuerst um *Einsicht und Geduld*, nicht um Befreiung!“

Ganz besonders beschäftigen Hilty die Nervenleiden; da es unzählig verschiedenartige Fälle gibt, nützt ein systematisches Lehrbuch der Psychiatrie nur wenig, vielmehr erfordert jeder einzelne Kranke — was so oft übersehen wird — eine individuelle Behandlung, die den Patienten genau kennt und versteht und ihm wieder Mut zum Leben und Handeln macht, um nicht ein gänzlich unbefriedigendes Dasein führen zu müssen; an die Stelle eines meist schweifenden egozentrischen Phantasielebens trete dann eine wirkliche, regelmäßige Berufstätigkeit. Ferner geht Hilty von der damals völlig verlorengegangenen Einsicht aus:

„Alle Nervenkranken haben mehr oder weniger kranke Seelen, und von der Seele aus muß ihre Heilung beginnen. Hinzu kommt die Erkenntnis: nicht, daß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wohne, die antike Auffassung, die erfahrungsgemäß oft falsch ist, sondern daß eine gesunde Seele den Körper gesund mache oder gesund erhalten kann, während eine kranke ihn unfehlbar schwächt.“

Die eigentlichen Ursachen der Paranoia, Neurose, Hysterie, Epilepsie und ähnlicher weit verbreiteter Menschheitsplagen liegen zumeist in der Gottesferne, in der Lösung vom rettenden Christusglauben, den keine Philosophie zu ersetzen vermag, auch nicht die stoische eines Epiktet oder Marc Aurel, deren praktische Ethik Hilty sonst hochschätzt. Dagegen verweist er auf die biblische Spruchweisheit: „Die mit dem Herrn hadern, müssen zugrunde gehen; aber die auf den Herrn harren, kriegen *neue Kraft*.“ Hilty weiß: „Was unter der Oberfläche dessen liegt, was wir die Seele des Menschen nennen, sehen wir nicht allein nicht, sondern auch alles, was wir sehen, taucht mit tiefen und feinen Wurzeln hinab in ein dunkles Reich, in welches wir oft nicht einmal den Mut hätten zu schauen, wenn wir es vermöchten.“ Dieser Satz steht auf der ersten Seite jenes Büchleins „Über Neurasthenie“, das zu

Recht auch gegen die zersetzende oder aufregende Literatur jener Jahrzehnte sich wendet; als Gift für nervöse Menschen macht er die Lektüre Nietzsches und Ibsens verantwortlich, sowie der russischen Romane, „durch die eine Art Nebel von Traurigkeit sich über das Gemüt lagert, den man lange nicht loswerden kann“, genau in der Weise, wie in unserer Zeit bedeutende französische Romanwerke wirken. Dagegen verweist Hilty auf die *wahren Freuden des Lebens*, die mit dem rücksichtslosen oder ästhetischen Genießertum nichts zu tun haben, etwa auf ländliche Arbeit mit täglichem Naturgenuß in frischer Luft und mit klaren Gedanken dabei, ferner auf den Anblick eines wahrhaft schönen oder großartigen Kunstwerkes oder auf das Anhören guter Musik, endlich auf gute Handlungen, die auf Geist und Körper in stärkstem Maße erhebend wirken. Am besten sei eine glückliche Ehe und eine rechte Freundschaft. „Insofern sollte eigentlich niemand über ein gänzlich freudloses Dasein klagen müssen, indem ihm zu guten Handlungen wenigstens immer und jetzt mehr denn je Gelegenheit geboten ist, wenn er nur Auge und Herz dafür offen behalten will.“

Die andere Schrift legt den Finger auf den entscheidenden wunden Punkt:

„Den weitaus meisten Neurasthenikern fehlt vor allem *Liebe*. Hätten sie diese gefunden in ihrem Leben, passiv von seiten anderer, aktiv als bewegende Kraft des Handelns und Leidens in sich selber, so wären sie geheilt oder heilbar. Ohne dieses Heilmittel aber werden sie nur sehr unvollkommen hergestellt werden durch jede denkbare Kur. Das fehlt ja überhaupt der heutigen Welt, und sie *sucht* diese Liebe überall, aber meistens bisher auf unrichtigen Wegen. Nur die Befolgung der Lehren des Christentums bringt dem einzelnen und den Völkern Glück . . . Christentum aber ist, genau so zu denken, wie Christus gedacht hat . . . Liebe aber kann nicht erzwungen oder gekauft werden. Je edler der Mensch geartet ist, desto mehr widersteht er jedem Zwang dazu und wehrt sich für diese seine kostbarste Freiheit. Daher irren Eltern, wenn sie die Liebe der Kinder erzwingen wollen.“

Bei Gemütskrankheiten setzt sich oft der kranke Geist des Menschen gegen die Einwirkung eines gesunden zur Wehr; wenn nicht offen, so ist der stete Zwang einer halben oder ganzen Verstellung ebenfalls der Genesung hinderlich.

„In den Fällen, wo so etwas sich im Spiele befindet, ist Liebe und möglichst vollkommene Abwesenheit jedes Egoismus in den behandelnden und pflegenden Personen — wofür die Kranken oft einen außerordentlich scharfen Blick oder vielmehr eine instinktive Empfindung haben — das, was ihnen bei weitem am zuträglichsten ist.“

Hier verweist Hilty auf die Heilige Schrift, nach deren Berichten Christus durch sein Machtwort eine plötzliche Befreiung von der Krankheit erreichte; auch wenn die Krankheit durch unrichtige Stellung zu Gott, durch Verharren in bewußter Sünde oder gar in einer inneren Empörung gegen die sittliche Weltordnung begründet war, konnte die Heilung durch Vergebung der Schuld eintreten, was auch in unsern Tagen durchaus möglich ist, wie das Beispiel Blumhardts oder des gleichzeitigen katholischen Pfarrers Jean Vianey zeigt.

„Die Kraft des Glaubens anderer wirkt wie frische Bergluft selbst auf den Körper der Leidenden. Das ist, wenn man eine Erklärung suchen will, das Geheimnis der Wunderheilungen Christi und aller seiner wahren Nachfolger. Nervenleidende können nur so gänzlich geheilt werden.“

Vollbewußte Wendung zu Gott im Geist und in der Wahrheit, Aufhören mit einer als solche erkannten Sünde, Aufgabe jedes Unrechts überhaupt, oft auch aufrichtiges Bekenntnis an zuverlässige Menschen, sodann Arbeit, mit der sich der Kranke so viel wie irgend möglich nützlich mache, endlich aktive und passive Liebe könne auf den Weg der Genesung führen. Ganz großen Wert legt er darauf, daß alle Nervenkranken *arbeiten* müssen, „nicht wenige haben sogar unter sehr schwachen Umständen gerade ihre besten und der Menschheit dauernd nützlichsten Werke vollbracht“. Hilty weist darauf hin, daß der Arzt die Mit-

wirkung des Willens des Kranken zur Genesung anstreben muß, denn

„Neurasthenie ist ein Krankheitszustand, in welchem dem Willen des Menschen nach und nach die Herrschaft über sich selbst zu entgehen scheint und der ganze Mensch auch geistig der Spielball von Eindrücken wird, die meist aus körperlichen Ursachen hervorgehen und denen er keinen hinreichenden Widerstand mehr leisten kann.“

Er weiß, daß auch viele Krankheiten in sexuellen Ausschweifungen ihren Keim haben; der moralische Verfall vieler gutgearteter Menschen, also Abschwächung des sittlichen Bewußtseins, Freude am Verkehrten, Widrigen und Unsauberen entsteht durch eine ungehörige Neigung: „je edler die Naturen sind, desto sicherer gehen sie daran zugrunde.“

Darum stand Hilty lebenslänglich im Kampfe gegen Unrecht, Sünde und Laster, und hier liegt auch die Veranlassung, warum er sich gegen den immer mehr um sich greifenden *Alkoholismus* wandte, der in seinem Gefolge unzählige Krankheiten und Straftaten hat. Um ein Beispiel geben zu können, entschloß er sich selbst noch in höheren Jahren zur Abstinenz.

„Nachdem ich von Jugend auf an Wein gewöhnt gewesen war, bin ich nun aber völlig überzeugt, daß der Alkohol bei einer guten Ernährung ganz entbehrlich ist, und daß man dabei noch den Gewinn eines beständig unverdorbenen Magens, unbenommenen Kopfes und einer gesteigerten Arbeitskraft neben der ökonomischen Ersparnis als Prämie davonträgt.“

Seinem persönlichen Eintreten durch Wort und Schrift ist es zu verdanken, daß sich das Schweizervolk durch öffentliche Abstimmung 1908 für das Absinthverbot erklärte, während sein Antrag auf Alkoholverbot durch die einzelnen Gemeinden mit knapper Mehrheit im Nationalrat abgelehnt wurde. Mit demselben Nachdruck befürwortete er die Sonntagsheiligung, weil ein richtig gefeierter Sonntag die beste Nervenkur sei, die es gäbe.

„Erfahrungstatsache ist, daß alle diejenigen, welche keinen Sonntag in ihrem Leben kennen, sondern an Sonn-

tagen oft noch intensiver arbeiten als an Werktagen, diese Praxis mit ihrem Leben bezahlen; entweder so, daß sie viel zu früh altern und ihre geistige und körperliche Frische einbüßen oder auch geradezu frühzeitig sterben. Die durchgearbeiteten Sonntage werden ihnen keineswegs geschenkt, es muß sie mancher von ihnen in jahrelanger Krankheit am Ende zusammen nachholen.“

Außer angemessener Arbeit, wo sie noch möglich ist, und außer der Sonntagsruhe weist Hilty auf den *Schlaf* als beste Erholung hin. Er weiß aus eigener Erfahrung, daß Schlaflosigkeit unter Umständen ein furchtbares Leiden ist, das auf die Dauer auch die Gesundheit des Geistes angreifen kann. In der Einleitung zum ersten Bande „Für schlaflose Nächte“ kommt Hilty auf die inneren und äußeren Ursachen dieses Leidens zu sprechen, die in Krankheit oder Sorgen oder überhaupt in unruhigen Gedanken bestehen können, aber auch in Überreizung des Gehirns und der Nerven durch zuviel Arbeit bis tief in die Nacht hinein, durch zu schweres Essen und Trinken, durch aufregende Geselligkeit und vieles andere. Er sagt, Schlaflosigkeit sei immer ein Übel und müsse womöglich beseitigt werden, außer wenn sie aus übermächtiger innerer Freudigkeit entstände („in welchem Falle sie zu den größten Freuden des Lebens gehört“), oder wenn sie offenbar dazu gesendet sei, dem Menschen eine stille, ungestörte Zeit zum Nachdenken über sein Leben zu verschaffen, die ihm sonst fehlen mag. So könne es zum Segen werden zu fragen: warum kommt mir diese schlaflose Nacht? Dann erfahre auch ein schwer leidender und schlafloser Mensch manchmal eine hohe Freudigkeit, ein deutliches Gefühl der Gnade und Nähe Gottes, so daß ihm alles Leiden gleichgültig werde und er ein ganz anderes Leben in sich spüre, welches mit dem gewöhnlichen, erkrankten kaum noch im Zusammenhang stehe. Von künstlichen Schlafmitteln will Hilty nichts wissen, weil er sie ohne Ausnahme für schädlich hält; jedoch hat er manchen praktischen Ratschlag zu natürlicher Hilfe zu geben. Das

beste Heilmittel sieht er auch hier im festen Gottesglauben und in dem *Frieden*, der von Christus ausgeht und höher als alle menschliche Vernunft ist. Darauf beruhen die tröstlichen und stärkenden Gedanken, die er in jenen beiden Büchern „Für schlaflose Nächte“ mit der Einteilung in Tage je eines Jahres gesammelt hat: „es ist keiner dabei, der nicht auf eigenem Nachdenken und eigener Erfahrung beruht.“ Viele Tausende von Menschen sind es, denen diese Bücher nicht vom Nachttisch kamen und denen sie in der Qual der Schlaflosigkeit und Gedankenflucht einen wirklich helfenden, wegweisenden Wink zu geben vermochten. — Für viele, das ist seine Lebenserfahrung, ist eine schwere Krankheitszeit der *Anfang des Heils*, das läuternde Feuer gewesen, durch das sie zum irdischen Paradiese durchdringen konnten. Zusammenfassend seien einige seiner Sätze wiedergegeben, deren Wahrheit jederzeit nachprüfbar ist.

„Man muß nicht zu ängstlich sein mit seiner Gesundheit. Irgend etwas wird an einem so komplizierten Organismus, wie der menschliche Körper es ist, sehr leicht fehlen können; aber derselbe ist auch so eingerichtet, daß er in den meisten Fällen sich selber helfen kann, ohne oder mit geringer künstlicher Nachhilfe, sofern nur die Natur nicht verdorben oder zu sehr geschwächt ist.

Von den Nachhilfen sind schädlich alle zu starken Mittel, namentlich mineralische, alles Abergläubische, wozu wir auch die Suggestion und Hypnose rechnen, und alle die nicht ganz notwendigen mechanischen ‚Eingriffe‘. Ebenso halten wir das Spezialistentum in der Medizin für eine Verirrung; der Mensch ist ein Organismus und besteht nicht aus unzusammenhängenden Bestandteilen. Das alte System der teilnehmenden, für alles auch vorbeugend sorgenden Hausärzte war bei weitem besser; die etwa mangelnde größere Wissenschaft wurde reichlich durch das größere Interesse und die genauere Kenntnis aller Verhältnisse des Kranken ersetzt.

Von den geistigen Mitteln ist ein kurzes Gebet: Herr, hilf mir!, wenn Glaube genug dazu in der Seele ist, weitaus das beste, auch der Stoizismus stärkt, aber nicht so leicht und nicht in allen Fällen. Von allen Trostbüchern ist die Bibel, und darin besonders die Evangelien, das Buch Hiob,

Jesaja und die Psalmen, das beste und allein vollständig genügende. Das Lesen medizinischer Bücher ist dagegen fast immer schädlich.

Jede Krankheit *gräbt* wie das Hochwasser unserer Flüsse; der Mensch, der sie richtig erfaßt und aushält, wird tiefer, stärker, größer, bekommt Einsichten und Überzeugungen, die ihm früher unfaßlich waren. Sie läßt in diesem Falle fruchtbaren Boden zurück, aus dem neues Leben erwachsen kann, und womit eine neue Stufe des Lebens beginnt. Wenn sie das nicht tut, sondern nur zerstörend wirkt und nichts als Empörung zurückläßt, so liegt die Schuld immer am Menschen selber, der sie nicht richtig aufgenommen und benutzt hat.

Das Hauptmittel für angegriffene Nerven bleibt immer die Freudigkeit und Ruhe der Seele, welche auch für diese Leute erreichbar ist, wenn sie an der rechten Quelle suchen. — Wir müssen jetzt wieder mehr den Auferstandenen als immer nur den Gekreuzigten sehen. Es muß überhaupt eine *ganz andere* freudigere Auffassung des Lebens unter uns wieder maßgebend werden, die an den Sieg und die unerschöpfliche Kraft des Guten und die Nichtigkeit und den sicheren Untergang des Bösen *schon hier auf Erden glaubt und darnach handelt.*“

Gedanken über Volk, Staat und soziale Frage

Wenn auch Hilty zunächst nur für seine engere Heimat, die Schweiz, als Hochschullehrer, Abgeordneter und oberster Militär Richter wirkte, so sind seine Ideen und Einsichten auch für uns heute noch von grundsätzlicher Bedeutung, die wir um eine neue staatliche Einstellung, um eine erneuerte Auffassung vom Wesen des Volkes und um eine endgültige Lösung der sozialen Frage ringen, die durch die Millionen Flüchtlinge an uns gerichtet ist. Natürlich nimmt er seinen Ausgang von den heimischen Verhältnissen und sieht die Bestimmung und Pflicht der Eidgenossenschaft darin, „eine Burg der Freiheit“ zu sein, wie sie ihren modernen staatlichen Ausdruck in der demokratischen Republik findet, die nicht auf Rasse und Stammesgemeinschaft, nicht auf gemeinsame Sprache und Sitte, nicht auf Natur und Geschichte begründet, sondern aus

eben der *Idee der Freiheit* entstanden ist, wie es Schillers „Wilhelm Tell“ dichterisch darstellt.

„Das Gefühl, einem freien, würdig an seinen Aufgaben sich mühenden Volke anzugehören, ersetzt *kein* anderes. Die politische Selbständigkeit eines freiheitlich organisierten Volkes ist jedem andern Gut für immer vorzuziehen. Zu dieser Freiheit sind wir berufen, und sie ist durch das Christentum möglich geworden.“

Für Angehörige aller Staaten gilt die Erkenntnis, daß durch Christus die sittliche Freiheit der durch ihn erlösten Menschen und damit auch die politische Freiheit erst wahrhaft möglich geworden ist. Freiwilliger Gehorsam Gott gegenüber ist unser Sinn in der Geschichte, freie Entscheidung für Pflicht oder Schuld; so soll auch der Staat als seinen einzig richtigen Zweck ansehen, „in seinem gegebenen Rahmen und mit seinen menschlichen Mitteln diese Erziehung zur sittlichen Freiheit zu fördern, zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden beizutragen“. Wer nicht an Gott und seine Weltordnung und unfehlbare Gerechtigkeit glaubt, gelangt zum „Kampf ums Dasein“ in Darwins Sinne und demgemäß zur Herrschaft der Stärksten, Klügsten und Gewalttätigsten, die ihrer Natur nach schrankenlos ist. „Wenn der Mensch Göttliches in der Welt nicht mehr anerkennt, vergöttert er Menschliches, oft Allzumenschliches.“ Immer aufs neue betont Hilty, daß Freiwilligkeit, freie Annahme aus Überzeugung der Kern und Sinn des Christentums gegenüber der vorangegangenen, mehr autoritativen und formalen Religionsübung gewesen ist.

„Die freiwillige Annahme der sittlichen Weltordnung, die wir uns gar nicht anders als an eine geistige Persönlichkeit geknüpft vorstellen können, das Sicheinfügen in sie, ist *Freiheit im ganzen* für die einzelnen Völker, und Gottes Wille ist es, durch solche ein Reich der Freiheit auf Erden zu gründen in *jeder* ihrer besonderen Bedeutungen. Für den einzelnen aber ist die wahre Freiheit nicht Willkür seines von tausend wechselnden Einflüssen beherrschten natürlichen Sinnes, sondern Entschluß, sich freiwillig und gern in den Dienst allmählicher göttlicher Erziehung der Völker

zu begeben. Das ist die Gesamtmahnung des schönen alten Wahlspruches der Republiken: *Deo servire libertas* (Gott zu dienen, ist Freiheit).“

Nach Hilty ist die Gleichheit aller Menschen vor Gott möglich, wahr und notwendig, so daß sich grundsätzlich keinerlei Unterschiede der Geburt, Nationalität, der Rasse oder erblicher Stände ihr entgegenstellen dürfen; wo sie faktisch bestehen, wo etwa der Besitz mehr gilt, als er ist, soll der Staat auf einen gerechten Ausgleich hinwirken, wenn auch nicht auf dem Zwangswege und unter Wahrung der berechtigten Individualität der Menschen.

„Die Freiheit ist möglich auf der Grundlage der richtigen Gewaltenteilung in einem bestehenden Staate und bei der Beteiligung aller Volksklassen an der Regierung. Sie hat aber keinen Wert, wenn sie nicht mit Ordnung und Gerechtigkeit für alle verbunden werden kann, und nur geringen, wenn sie nicht gewisse, dem einzelnen zukommende Rechte auch gegen die Gesamtheit gehörig verbürgt. Denn für die große Mehrzahl der Menschen sind diese individuellen Rechte wichtiger als die politische Beteiligung am Staatswesen, die überhaupt bloß Macht gibt, nicht Freiheit.“

Hilty verteidigt die Vaterlandsliebe, da die freiwillige Aufopferung des einzelnen für alle in einem bestehenden Staatswesen nicht entbehrt werden kann; ebensowenig dürfen wir die Idee einer Brüderlichkeit unter allen Nationen aufgeben, die über die einzelnen Staatsgesellschaften hinausgeht. Nicht in parteilicher Abschließung, sondern mit ganzer Seele soll der Christ seinem Staate dienen; nach Hilty ist der wahre Patriotismus der Religion nahe verwandt, weil er in dem Gedanken einer beständigen Erhebung des Volkes zur höheren Anschauung, über Materialismus und Egoismus hinaus, besteht. Als *besten* Staat erklärt Hilty denjenigen, in dem Lohn und Zwang durch die Gesetzgebung zweckmäßig geregelt sind, und der seine Bürger zu Pflichtgefühl und Liebe erzieht. Unmöglich ist es zwar, durch Gesetze allein auf sozialem Gebiete eine allgemeine Befriedigung zu erreichen, die viel-

mehr durch die Verbesserung des einzelnen Menschen durch ein schönes Familienleben anzustreben ist. Aufgabe des Christentums ist es, sowohl den Traum vom Staat als schönem Kunstwerk, das sich immer mehr zu einer vollkommenen Harmonie seiner Kräfte entwickelt, zu sprengen, als auch die verzweifelte Vorstellung, nach welcher der Staat nur eine gewaltige Maschinerie sei, so daß sich der einzelne Mensch starr, dumpf oder trotzig in sein unvermeidbares Schicksal ergeben müßte. Mit unserm Christusglauben sollen wir helfen, die Menschheit auf dem von Gott gewollten und historisch gegebenen Wege um eine Stufe des Denkens und Willens vorwärtszubringen.

Hilty lehnte die zu enge staatsrechtliche Verbindung von Staat und Kirche ab, wie sie etwa Calvin und Cromwell in bewußter Nachahmung der alttestamentlichen Gottesherrschaft einführten, und stellte fest, daß das Ideal einer Staatskirche, in der das ganze öffentliche wie das private Leben eines Volkes von christlichen Gedanken vollkommen durchdrungen und geleitet war, niemals erreicht wurde.

„Das Christentum besteht in einer *Gesinnung*, die das Leben der von ihr erfüllten Menschen beherrscht, nicht in einer bestimmten staatlichen, ja nicht einmal in einer bestimmten kirchlichen Organisation. Allerdings hat diese *Gesinnung* wie persönliche, so naturgemäß auch staatliche *Folgen*, und darin zeigt sich auch, daß eine sittliche Weltordnung besteht, die nicht so leicht von irgendwelcher Realpolitik umgangen oder ganz ignoriert werden kann.“

Wenn er auch weiß, daß die wirklichen Träger des Reiches Gottes immer nur eine verhältnismäßig kleine Schar bilden werden, so hält er doch ein vom Geist des Christentums frei durchdrungenes Gemeinwesen für möglich. Die wahren Christen sollen „das Salz der Erde“ sein, so auch der Sauerteig im Staate.

„Das Christentum sollte die ganze *Gesinnung* durchdringen, die Menschen gewissermaßen durchleuchten und in ihrem Denken und Handeln bestimmen. Aber es kann nie und nimmer das Programm einer politischen Partei sein.“

Da heißt es unwiderleglich: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

In dieser durch Christi Vorbild bedingten Gesinnung können wir auch die soziale Frage, soweit es möglich ist, ihrer Lösung entgegenführen. „Die Aufgabe unserer Zeit liegt darin, die rechte Gemeinschaft unter den Menschen wiederzufinden, bei der es ihnen allein wohl ist, und doch die individuelle Freiheit nicht zu verlieren, die absolut zum menschlichen Wesen gehört.“

Es ist ungemein erhebend und tröstlich zu sehen, wie Hilty als Angehöriger der höchst gebildeten Oberschicht die bestehenden schweren sozialen Übelstände klar erkannt und unumwunden ausgesprochen hat; aus dem Geiste Christi heraus vollzieht er völlig im Gegensatz zu Nietzsche eine Umwertung aller gesellschaftlichen Werte, die dem Ungeist der Welt entsprechen. So hat er in den inneren Gegensätzen und Spannungen seiner Tage nicht nur, sondern in unserer Gegenwart klärende Worte zu sagen. Er weiß, daß die soziale Frage wohl einen allgemein menschlichen Charakter hat, indem überall die gleichen wirtschaftlichen Mißstände bestehen, und zwar mehr oder weniger aus den gleichen Ursachen; aber sie muß doch in jedem selbständigen Lande selbständig gelöst werden, da der Mensch zunächst seinem Lande und erst in zweiter Linie der Menschheit angehört. Sein Wunsch ist, daß es durch Reform und Entwicklung eine Lösung gäbe, nicht durch Revolutionen, die nie etwas ganz Gutes erzeugen, wenn sie auch zuweilen eine Notwendigkeit sind. Hiltys Leitmotiv in all seinen sozialen Gedanken und Vorschlägen ist:

„Die soziale Frage muß und kann nur auf dem Boden des Christentums wirklich gelöst werden . . . Das wahre Christentum ist der allerbeste Ausdruck einer wahrhaft sozialen Gesinnung, den es jemals geben wird, wie auch andererseits alle sozialen Übel nicht von selber bloß durch die Vermehrung der Menschen kommen, sondern dieselben hätten sehr gut nebeneinander Platz, wenn sie die Lehren des Christentums befolgten.“

So kann Hilty der Christenheit seiner Tage nicht den Vorwurf ersparen, daß die schweren sozialen Übel überhaupt in einer Gemeinschaft bestehen, die aufrichtig von ihrem Glauben durchdrungen ist, wo auf jeder Seite der Heiligen Schrift nichts klarer verlangt wird als unbedingte Liebe und Aufopferung für andere.

„Wenn das Christentum eine wirkliche Wahrheit in der Welt geworden wäre, so könnte es weder großen Reichtum noch große Armut mit all ihren schrecklichen Folgen geben, sondern nur einen mäßigen Besitzesunterschied, der die gesellschaftlichen Beziehungen nicht verbittern, sondern im Gegenteil durch ein wirklich hilfreiches Miteinanderleben, das auf gegenseitigem täglichem Bedürfnis beruhte, freundlicher gestalten würde.“

Hilty hatte durch seine lange Tätigkeit als Rechtsanwalt einen ebenso tiefen wie umfangreichen Einblick in das Leben der niederen Volksschichten gewonnen; er fand die unteren Klassen viel interessanter als alle vornehmen, reichen oder sonst hochmütigen Leute und stellte fest:

„Der häufige Umgang mit kleinen Leuten trägt sehr zur Zufriedenheit mit im Leben bei . . . Von allen Menschen, die ich selbst gekannt habe, sind Bauersleute, Kleinhandwerker und Dienstboten die besten gewesen, die einzigen sogar, die alle Gebote des Christentums wirklich ernst nahmen und zu erfüllen suchten.“

Was Christus von der Gabe der Witwe in den Opferstock sagte, das gilt auch von den Armen unserer Tage: sie sind nach Hiltys Beobachtungen in wirklich großartiger Weise wohlthätig und betrachten es als *selbstverständlich*, einander mit allem, was sie besitzen, auszuhelfen, während sich die höheren Stände oft durch eine zur Schau getragene Wohlthätigkeit auf die jedenfalls allerbilligste Art mit dem Christentum abzufinden suchen. Sie haben weniger Mitleid als das sogenannte gemeine Volk und stehen deshalb in den Augen Gottes und jedes wahren Menschen nicht wirklich höher. Unter Hinweis auf Nietzsche und seine

deutschen Anhänger mit ihrer Leugnung des Mitleids sieht Hilty die Volksseele im Erkrankten begriffen, und darum rät er den Eltern in den gebildeten Kreisen:

„Sperren Sie Ihre Kinder nicht vom hart arbeitenden Volke ab! Alle guten und großen Ideen haben ihren Ursprung dort, nicht in vornehmen Zirkeln, und viel eher sollten wir einen Mangel an feinen Umgangsformen nachsichtig beurteilen als Herzenskälte, die in den oberen Klassen der Gesellschaft ihren wesentlichen Wohnsitz hat.“

Er sieht hier wie überall, daß die Welt hauptsächlich daran krankt, daß sie in weitesten Kreisen Gott aufgegeben hat, Gott allerdings nicht sie; so rät er ganz im Sinne der alten benediktinischen Weisung: *ora et labora*, im Leben des einzelnen und der Völker gelte es, Arbeit und Gottesnähe wieder zu vereinen. Das können Parteien nicht erreichen, und mit Recht stellte er damals fest, daß schon der bloße Parteiname christlich-sozial oder evangelisch-sozial, wie ihn Adolf Stöcker und Friedrich Naumann vor einem halben Jahrhundert prägten, sehr fragwürdig sei.

„Die Parteien und Vereine wirken auch eigentlich im Verhältnis zu ihrem selbstbewußten Auftreten blutwenig in der Welt. Das Größte, was je in der Geschichte geschehen ist, ist stets von einzelnen ausgegangen, und auch heute zum Beispiel haben Wichern und Bodelschwingh durch die Innere Mission oder William Booth durch die Heilsarmee Wirksameres für die armen Klassen getan als alle Vereine. Gott erweckt zuerst immer einzelne, wenn er etwas wahrhaft Gutes geschehen lassen will, und spricht überhaupt nur zu einzelnen, soviel wir es bemerken können. Die Vereine sind bloß Werkzeuge zweiter Ordnung, um das mehr zu verbreiten, was diese einzelnen empfangen und angefangen haben. Alles fruchtbare Wirken aber ist *Gottestat*; ohne seine Anregung geschieht überhaupt nie und nirgends etwas Bleibendes in der Welt.“

Wenn wirklich einmal eine größere Anzahl von Menschen in einem Volke aufrichtig beten könne: Dein Wille geschehe!, so sei das eine viel größere Umwälzung aller Verhältnisse, wie sie jetzt bestehen, als der ganze Sozialismus sie jemals hervorbringen könne und werde. Im übrigen weiß Hilty sehr wohl, was wahr

und gut am Sozialismus, „dieser Zuchtrute an unserem Geschlecht“, ist: nämlich, daß er die Tatsache des Elends großer Massen von Bevölkerung in den heutigen Kulturstaaten laut betont und darum mit Recht behauptet, daß dieselben nicht sind, was sie von Gottes und Rechts wegen sein sollten; nur vermißte er, daß der *neue* Geist, der die Staatssysteme reformieren müßte, bei den damaligen Sozialisten nicht christlich war.

Hilty selbst gehörte zu jenen *einzelnen*, die sich von Gott führen lassen und wissen, daß „die göttliche Torheit weiser ist als die Weisheit der Menschen“. Darum handelte er auch zeitlebens getreu dem ihm aufgetragenen Prophetenamt durch sein ganzes weit verbreitetes Schrifttum und durch sein praktisches Wirken in der schweizerischen Volksvertretung, dem Nationalrat. Auf seinen Kampf gegen den Alkoholismus und sein Eintreten für die Sonntagsruhe ist schon hingewiesen worden; darüber hinaus bekämpfte er alle Erscheinungen von Elend, Ausbeutung und Verbrechen unerbittlich. In größter Hochachtung vor allem echten Frauentum trat er für die möglichste Hebung des weiblichen Geschlechts ein und befürwortete in einer Zeit, die es lächerlich fand, das Frauenstimmrecht; „denn die Frauen sind die *letzten Reservén* der Menschheit in bezug auf öffentliche Dinge“. Gegen die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft wie gegen das Kinderelend erhob er seine Stimme wie gegen den furchtbaren, in der Schweiz zentralisierten Mädchenhandel und gegen jedes Laster im Staats- und Gesellschaftsleben. Nach anfänglichem Widerstreben bewies er aus seiner echt christlichen und sozialen Haltung heraus der Heilsarmee seine Zuneigung und stellte sich mit einer seiner vorzüglichsten kleinen Schriften „Der beste Weg“ in den Dienst ihrer guten Sache. Mit klaren, eindringlichen Worten weist er darauf hin: das größte Problem der heutigen Welt sei es, für die Millionen geistig oder materiell Hilfsbedürftiger wahre *Freundschaft* zu finden.

„Die Freundschaft knüpft Brotherrn und Arbeiter aneinander, besser als alle sozialen Theorien es imstande sind. Es muß in die Welt wieder statt andersartiger Gesinnung mehr *Liebe* hineinkommen. Damit allein kann ihr geholfen werden in allen ihren Schäden, mit keinen andern Mitteln. Das muß jeder einzelne, zunächst in seinem engsten Kreise, zu beginnen sich ernstlich vornehmen und dann darnach handeln, so gut er es vermag. Es wird ihn nicht gereuen.“

Der christliche Ethiker

Gleich im ersten der drei Bände „Glück“ findet sich ein Aufsatz „Epiktet“, der dem antiken stoischen Denker ein Denkmal setzt, weil seine ethischen Gedanken dem Geiste des Christentums in einzelnen erhabenen Aussprüchen nahekommen und für manchen humanistisch gebildeten Zeitgenossen als Führer zu Christus dienen können. An sittlichem Gehalt jedenfalls behaupten sie mit den Selbstbetrachtungen des Kaisers Marc Aurel den höchsten Rang von allen Schriften des Altertums und stehen der christlichen Sittenlehre am nächsten. Aber Hilty betont auch, daß beide nicht den echt kindlich-freudigen Geist der Frohbotschaft Christi besitzen und in der Stellung zum Leiden gänzlich vom Evangelium verschieden sind, weil jene Stoiker das Leiden durch überlegene Geisteskraft verachten wollen, während der Christ es nur mit Hilfe des Christusgeistes zu überwinden weiß, nicht aus eigenem Vermögen. Jedenfalls entnimmt Hilty seine ethischen Maßstäbe ganz allein der Bibel; sie war ihm als Gotteswort tägliche Lebensnahrung, wichtigste Bildungsquelle und alleinige Richtung für Denken und Tun, Wort und Wandel, wie er immer wieder bezeugte, z. B. in einem Vortrag über „Bibellektüre und tägliches Leben“ oder in dem prächtigen Büchlein „Lesen und Reden“, darin er die Literatur aller Zeiten und Völker überblickt und ein Preislied auf das Buch aller Bücher anstimmt. Aus ihr schöpfte er seine großartige und mutige Geistesrichtung, die sich den herrschenden

Richtungen des Materialismus und Monismus, des Pantheismus und Okkultismus entgegenwarf; nur in der Bibel fand er den Grund für seine Urteile über historische, rechtliche und gesellschaftliche Vorgänge der Vergangenheit und Gegenwart.

Schon mehrmals wurde von Hilty-Kennern darauf aufmerksam gemacht, wie tief er den Wert der ganzen Heiligen Schrift erfaßte, die reiche Gebetswelt der Psalmen, die kraftvollen Weissagungen der großen und kleinen Propheten, die Erlebnistiefen der Paulinischen Briefe, wenn ihm auch stets die Worte des Herrn das Allerwichtigste waren. Mit geistreicher Feinheit weiß er Bibelverse an passender Stelle und ganz zwanglos im Zusammenhange eigener Gedankengänge zu zitieren; dann erlebt man diese Worte als durch seine kongeniale Erfahrung neu geprägt und persönlich bestimmt. Bezeichnend ist das Folgende: Hiltys Tochter wurde gebeten: Zeigen Sie mir doch einmal Ihres seligen Vaters Bibel! — „Ich kann Ihnen nur seine neue Bibel zeigen.“ — Aber die ist ja furchtbar zerlesen und tausendfach schwarz, rot, blau unterstrichen! Seine alte Bibel war überhaupt nicht mehr zu benutzen, so zerlesen und unterstrichen war sie.

Als christlicher Ethiker spricht er über Geschichte; mit einem großartigen Satz nimmt er in prophetischer Schau den Ablauf unserer geschichtlichen Entwicklung seit einem halben Jahrhundert voraus:

„Das aber ist das Tröstliche in allem Dunkel der nächsten Zukunft, in welchem jeder eines Angriffs gewärtig sein muß, daß ewige Gesetze des Rechts und der Wahrheit bestehen, die sich auch von den Mächtigsten nicht ungestraft verletzen lassen, und daß die Wahrheit, früher oder später, sicher zum Siege gelangt.“

Diese klare Einsicht und religiöse Deutung des Geschehens war das Ergebnis von jahrzehntelangen geschichtlichen Studien, aber sie ging auch hervor aus der beständigen Erhebung seiner Seele und ihrer Richtung auf das Überirdische.

„Wir müssen jetzt die gebildete Menschheit nicht allein wieder davon überzeugen können, daß sie ohne Glauben an übersinnliche Dinge ihr Lebensziel durchaus nicht erreichen, ja sogar nicht einmal ihre körperliche Gesundheit für sich und ihre Nachkommen bewahren kann. Wir müssen ihr auch den *Mut* zu einem wahren und guten Leben auf Erden wiedergeben, der unserer Gegenwart in hohem Grade abhanden gekommen ist.“

Was ihn mit Empörung erfüllte, war die sittliche Gleichgültigkeit, mit der alte und neue Historiker die Geschichte in anscheinender Objektivität deuteten und dadurch entweder der unumschränkten Anwendung der Macht oder der zwangsweisen, willkürlichen Auswirkung eines blinden, stets wechselnden Zufalls das Wort redeten.

„Unsere Geschichtsauffassung, welche die still wirkenden Kräfte meistens übersieht und nur den gewaltsam hervorgetretenen Begebenheiten ihre vorzugsweise Aufmerksamkeit schenkt, ist mitunter stark verfehlt. Neben der äußeren Staats- und Kirchengeschichte geht immer noch eine innere einher, welche nur in wenigen kurzen Perioden die bekanntere, meistens aber tief verborgen unter den äußerlichen Erscheinungen des Tages, aber doch die ist, auf welche schließlich alles ankommt, und auf die die Verheißungen der Propheten und Männer Gottes gehen. Der heutigen Geschichtsdarstellung fehlt sehr oft der philosophische Untergrund, der sie lehrreich macht, weil die Subjektivität in der Auffassung unbeliebt ist, welche doch jedes Kunstwerk besitzt. Und solches ist jede gute Geschichte. Auch hier ist die richtige Mitte zwischen der in der jetzigen Methode vorherrschenden sogenannten Objektivität, die oft geradezu in Gleichgültigkeit für Gut und Böse ausartet, und dem früheren, den nackten Tatsachen oft nicht entsprechenden Subjektivismus noch zu finden — wesentlich, indem man die rechten Geschichtsschreiber findet, die aber nicht in historischen Seminaren erzogen werden können, sondern, wie alles wahrhaft Große, von Gottes Gnaden sind.“

Für Hilty zeigt gerade die Geschichte Wirklichkeit und Wirken Gottes in den großen Schicksalen der Völker, wofür ihm namentlich das Alte Testament als Erkenntnisquelle diene.

Das Schicksal des Volkes Israel war ihm der trefendste Gottesbeweis; denn es sei noch heute ein Volk,

weil Gott es nicht aufgibt, während Griechen und Römer längst verschwunden sind. Wiederholt kommt er auf die Judenfrage zu sprechen, deren Lösung endgültig nicht in dem schon damals geplanten zionistischen Staate gesehen werden kann, sondern in eschatologischer Zukunft.

„Wenn die Juden sagen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!, naht sich das Ende dieser Weltzeit, und sie treten ihr Erbe wieder an als das Volk Gottes, das sie noch stets sind; denn Gottes Worte ändern sich durch unsere Untreue nicht . . . einstweilen aber sind ihre Augen noch nicht geöffnet: Herr, lasse auch sie noch zur Wahrheit gelangen!“

Darauf beruht „der Glaube an eine unbeugsame und gerechte Lenkung der menschlichen Geschicke“, der auch einem innersten Bedürfnis der menschlichen Natur entspricht. Hilty macht sich Schillers Wort „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ zu eigen in der festen Überzeugung, daß das Gute, Gottes Wille, immer allem Anschein entgegen als Sieger hervorgeht, während das Böse ebenso sicher trotz vorübergehender Scheinerfolge stets wieder in sich zusammenbricht. So sah er zunächst ganz im Sinne der deutschen Klassiker in der Weltgeschichte die Erziehung der Menschheit zur Freiheit, wenn er auch wußte, daß die Sünden der Vorfahren es sind, die uns lange auf dem langsamen Wege sehr allmählicher Verbesserung hinderlich sind. Allmählich aber bekommt seine Prophetie unter dem Einfluß der damaligen Weltlage eine immer dunklere Färbung. Es war ihm klar, daß die sogenannte Realpolitik Bismarcks und seiner Nachfolge, die „Gloire“-Sucht der Grande Nation, Italia irredenta (das unerlöste Italien), „right or wrong, my country“ in England, imperialistische Politik in Amerika, Erhaltung der Türkei und Japanverehrung im Fernen Osten zu schwersten Weltkonflikten führen würden; dazu trat der Handelsgeist, der Ehrgeiz und das Machtbewußtsein der Großstaaten in der Alten und Neuen Welt als drohende Gefahr, die nicht von den Haager Frie-

den konferenzen beschworen werden konnten. Durch den ungerechten, aber erfolgreichen Burenkrieg sah Hilty mit Recht Englands moralische Führerstellung als erschüttert an; gegen Deutschlands Auftreten auf der weltgeschichtlichen Bühne brachte er als sein treuer Freund und Warner schwerwiegende Bedenken vor. Nach seiner Auffassung sollte Deutschland „ein Hort des Rechtes auf Erden sein, dessen man in allen politischen Fragen, die namentlich unsern Weltteil betreffen, sicher sein kann“, da es seiner innersten Natur, seinem eigentlichen Lebenszwecke in der Weltgeschichte nach auf Verinnerlichung, Vertiefung der größten Gedanken der Menschheit und Idealität in der Auffassung des staatlichen Berufes ziele. Aber dagegen stand das unheilvolle Machtstreben zum Platz an der Sonne, nach innen und außen, der allzu schneidige Bürokratismus, verbunden mit dem im ostelbischen Junkertum beheimateten Militarismus; ferner hat der herrschende naturwissenschaftliche Materialismus, der von den oberen gebildeten Klassen in die unteren Volkskreise durchgesickert war, verbunden mit Prunksucht und sexuellen Ausschweifungen, das deutsche Volk weithin bis ins Mark vergiftet.

Bei aller Hochschätzung des soldatischen Standes, wie er ihn vorbildlich in der schweizerischen Miliz verwirklicht sah, wandte er sich scharf gegen die Militarisierung der gesamten Lebensformen der Großstaaten und der einzelnen und stellte in jener durch und durch militaristischen Zeit, die in beständiger Furcht vor Krieg und Sozialismus lebte, ein wahres Friedensideal als Ziel auf. Als die eigentlichen Feinde des Friedens und der Menschheit bezeichnete Hilty

„die ehrgeizigen und listigen Diplomaten, die in jeder Vergrößerung der Macht oder des Einflusses ihrer Staaten einen Vorteil erblicken, der beständig erstrebt werden müsse, und daneben die Torheit einzelner Völker, die sich die wahren Güter des Lebens, die alle friedlich und gleichmäßig nebeneinander genießen könnten, um die vorübergehende Befriedigung eines Größenwahns abkaufen lassen,

von dem immer nur sehr wenige einen reellen Vorteil haben, während die Masse die Kosten davon bezahlen muß.“

So sieht er für die Zukunft in Deutschland als das ungeheure apokalyptische Tier den rücksichtslosen militärischen Gewaltstaat aufsteigen, der auf den zwei Grundsäulen des Egoismus und Hasses einerseits, auf Staatsallmacht und Verzicht auf individuelle Freiheit andererseits beruht; zugleich weiß er aber auch, daß er unmöglich Bestand haben kann, weil er die edelsten Eigenschaften der Menschennatur, Liebe und Freiheits-sinn, verleugnet, und daß er in einem Meer von Tränen und Blut endigen wird. Dennoch hofft er, daß Deutschland die sicher eintretende Katastrophe als Strafgericht Gottes auffassen und dadurch zur inneren Umkehr gelangen und daß für Europa dann noch eine andere Zeit kommen werde, in welcher das Schwert durch die Pflugschar ersetzt wird und die Völker nicht mehr ihre besten Kräfte auf beständige Kriegsrüstungen verwenden müssen. „Auch in der Politik gilt das Wort des Apostels: das Reich Gottes, die civitas dei auf Erden, besteht nicht in Worten, sondern in Kraft.“

Es versteht sich von selbst, daß der bedeutende Staatsrechtslehrer auch über das *Recht* als Grundlage aller irdischen Ordnung unvergängliche Weisheitsworte zu sagen wußte, die für alle an unserem staatlichen Aufbau beteiligten Regierungsmänner von richtunggebender Bedeutung sein sollten.

„Die göttliche Gerechtigkeit ist viel großartiger angelegt als die unsere, sie läßt den geringsten Teil von Gutem noch erhaltend wirken und schneidet andererseits jede, auch nicht gottgewollte, Entwicklung nicht so ohne weiteres ab, wie wir es täten, sondern läßt sie sich ausleben und in ihrer ganzen Wirkung zeigen, bis sie dann folgerichtig in sich selbst zusammenbricht, während das Bessere, klein anfangend, lange verborgen und gedrückt, hart beurteilt und dadurch geläutert neben diesen Mächten der Gewalt und Lüge still aufwächst und dann auf ihren Trümmern die Weltgeschichte fortsetzt. Das ist auf vielen ihrer Tafeln geschrieben, wenn sie nämlich recht geschrieben werden und nicht auch diesen Mächten dienen, wie manche Geschichtsdarstellungen

sogenannt objektiver Art . . . Das ist überhaupt die Feinheit der ewigen Vergeltung, daß jeder Irrtum sich selbst widerlegen muß durch völlige Aufzeigung seiner Konsequenzen, so daß ihn zuletzt auch die Machtberauschten sehen müssen, und sodann, daß das Böse nicht mit Gutem zerstört wird (dazu braucht es Gott nicht, sondern zum Aufbauen), sondern immer mit dem entgegengesetzten Bösen. Die Toten müssen die Toten begraben.“

Als Grundlagen des menschlichen Strafrechts führt Hilty den freien Willen des Menschen an, solange er nicht durch körperliche Ursachen gehindert oder getrübt ist, ferner die Möglichkeit einer Schuld und die Annahme göttlicher Gebote von ewiger Wahrheit, welche die Grenzen zwischen Gut und Böse bestimmen, und er sagt mit Recht, wer diese Grundlagen zu verrücken unternimmt, der wird die Wirklichkeit einer Vergeltung an sich, seinen Nachkommen und seinem Lande und Volke zu erfahren haben. Durch diese Vergeltung, die sich in einer Selbstvernichtung alles Bösen kundtut, so wurde richtig gesagt, erhält die Weltgeschichte ihre eigentümliche Dynamik.

„Wenn oft die Schlechten auch äußerlich ungestraft bleiben, so sind sie es innerlich niemals. Sie leben in einer beständigen Furcht vor der Vergeltung, die schlimmer als jede Strafe ist, und sie wissen nichts von der Freudigkeit, die allein aus dem Bewußtsein der Gottesnähe entsteht, welche ihnen versagt ist.“

Hilty hat mit besonderem Nachdruck auf den Wert der Familie hingewiesen; in ihr sah er den lebendigen Kern alles staatlichen und volklichen Lebens und die unentbehrliche Grundlage jedes vernünftigen menschlichen Daseins, wenn er auch wußte, daß viele Menschen unter dem Einfluß ihrer Familie gelitten haben, ein Einfluß, der oft nur ein etwas erweiterter Egoismus sei. Die Familie wiederum ruht auf einer guten Ehe, und hierüber weiß Hilty aus eigener glücklicher Erfahrung und tiefgehenden Beobachtungen eine Reihe goldner Regeln zu geben. Er nennt die Ehe das beste, für die Entwicklung förderlichste menschliche Verhältnis, eine schlechte Ehe das gerade Gegenteil davon.

Ohne eine persönliche Neigung sei zunächst die Ehe dem ledigen Stande nicht vorzuziehen. Eine edle Frau setze sich in ihren eigenen Augen und vor ihrem Selbst herab, wenn sie bloß aus äußeren Motiven heirate.

„Bei der Ehe ist doch sehr oft die erste Begegnung entscheidend, und ein gewisses, ganz unerklärliches Gefallen, das die Alten daher einem Pfeilschuß des Gottes Amor zuschrieben, gehört fast nowendig zu einer ganz guten Ehe. Wenigstens bleibt eine solche leicht ein wenig kühl und verständig, wenn sie ganz ohne jeden Impuls, nur aus verständiger Überlegung geschlossen oder gar nur von Angehörigen oder Freunden in diesem Sinne vermittelt worden ist. Namentlich um große Verschiedenheiten des Charakters, die sich oft erst im Laufe der Zeit herausstellen, zu überbrücken oder große Leiden und Sorgen wirklich gemeinsam zu tragen, dazu gehört noch etwas mehr als bloßes Pflichtgefühl; zum mindesten wird es durch eine etwas leidenschaftliche Neigung sehr erleichtert . . . Die Ehe ist nie eine gleichgültige Sache, sondern eigentlich eine furchtbare; entweder ein Quell des Segens für den einzelnen und für ganze Völker oder der Ursprung eines Fluches, der auf ihnen zu ruhen scheint, so daß sie sich gar nicht mehr erheben können. Unglücklich ist jede Ehe, die nicht geistig und innerlich fortschreitet, sondern zurückgeht oder stabil bleibt, oder bei der irgend eine Art Mißverhältnis zwischen den beidseitigen Begabungen und Bestrebungen stattfindet. Daß Ehebruch und überhaupt sittliche Reinheit bei *beiden* Geschlechtern ganz das gleiche ist und daher bei beiden Ehegatten sittliche Reinheit Erfordernis und Grundbedingung einer glücklichen Ehe bildet, dahin müssen wir wieder gelangen.“

Auch an praktischen Ratschlägen fehlt es nicht, wie sie sich z. B. in den „Briefen an einen Geistlichen über die Heiligkeit der Ehe“ finden.

„Der Mann muß arbeiten und jedenfalls die Familie erhalten. Es muß nichts direkt auf das Vermögen der Frau abgestellt oder aufgebaut werden, sonst entsteht ein falsches Verhältnis des Mißtrauens oder der Übermacht derselben. Müßige Männer sind auch gewöhnlich Haustyrannen oder sonst eine Last für ihre Frauen . . . Es muß *rechtlich* in der Ehe Gleichberechtigung bestehen, *faktisch* freiwillige Unterordnung der Frau. Das gibt sich auch von selbst, wenn sie einen rechten Mann hat; denn das ist ihr eigenstes innerstes Bedürfnis. Er aber muß ein Löwe draußen und ein Lamm im

Hause sein, nicht umgekehrt, wie es jetzt öfter der Fall ist . . . Die Frau muß auch in Geldangelegenheiten eine völlige Gleichstellung besitzen, also nicht auf ein bloßes Monatsgeld oder dergleichen angewiesen sein, sondern wissen, was vorhanden ist, und darüber mitverfügen können . . . Der Mann tut gut, auch alle Interessen mit ihr zu teilen und sie nicht als ein zu Besserem unfähiges Spielzeug oder als eine bloße Hausfrau zu behandeln. Eine solche Auffassung verdirbt sie mit der Zeit mit aller Sicherheit. Die Frauen sind auch durchwegs fähig, zu *allem* herangebildet zu werden, und haben oft gerade die Gabe des gesunden, natürlichen Menschenverstandes, der doch die Hauptsache bei aller Erkenntnis bildet, in hohem Grade . . . Damit die Ehe von vornherein gut angelegt sei, muß sie möglichst auf die gleiche Klasse gegründet sein. Sonst geraten die Söhne unfehlbar nach der Mutter, wenn dieselbe aus der niedrigen Klasse stammt. Die Ehe muß möglichst jung geschlossen werden, damit sich die Charaktere noch aneinander bilden und durch Gewöhnung ausgleichen können. Die Liebe ist das größte aller Probleme des Lebens, nicht bloß des irdischen allein, sondern *des Lebens überhaupt*. Denn dadurch gewinnen wir eine wirkliche Verbindung mit dem göttlichen Wesen. Aller sonstige Gottesglaube oder Gottesdienst ohne dieses starke Gefühl der Liebe zu einem solchen Geiste ist eine Formalität oder — was noch häufiger der Fall ist — ein Produkt der Furcht, des traurigsten und peinlichsten aller menschlichen Gefühle. Die Liebe zu den Menschen muß ein Ausfluß *dieses* Liebens sein.“

Außerordentlich hoch schätzt Hilty neben der Ehe als dem wichtigsten menschlichen Verhältnis die *Freundschaft*, und zwar die wirkliche Freundschaft in ihrer Freiheit von Selbstsucht, die eine gegenseitige Ermunterung und Förderung in den höchsten Lebensfragen zum Ziele hat. Er kann sich gar nicht genug tun, ihr Loblied zu singen: „Wahre Freundschaft ist immer eine große Gnadengabe Gottes, wie alles andere wahrhaft Gute.“ Sie gestaltet das Leben leichter und freudiger, und sie kann stattfinden mit allem möglichen, von der leblosen Natur durch die gesamte Tier- und Menschenwelt hindurch bis zum höchsten Wesen, Gott; darum war es die höchste Ehre für Abraham, Gottes Freund zu heißen. Nach Hilty ist die Freundschaft auch das *edelste* Gefühl, dessen das Men-

schenherz fähig ist, nicht die Liebe; aus Mangel an Freundschaft gehen alle Menschen, die niemals eine solche kannten, im Gemüt zugrunde.

„Freundschaft ist glücklicherweise zwischen allen Menschen möglich; äußere Verhältnisse und Lebensbedingungen tun dazu nichts oder wenig in hinderndem Sinne, sofern nur ein inneres Verständnis denkbar ist. Namentlich sind keine Standesunterschiede absolut hinderlich; gerade der Gegensatz der Nationalität, des Berufes, der Vermögensverhältnisse, selbst der Bildung, ist der Freundschaft nur förderlich, da dann das Gefühl einer wirklichen und wünschenswerten Ergänzung hinzutritt. Man hat daher oft die allerbesten und treuesten Freunde in ganz andern Lebens- und Bildungskreisen.“

Dabei ist sich Hilty wohl bewußt, daß erst dann ein Mensch für den andern zum wirklichen Segen werden kann, wenn er mit seinem Wesen nicht mehr unter dem natürlichen Recht, sondern unter der übernatürlichen Gnade steht. „Vorher sind seine allerbesten Gefühle, auch das edle Gefühl der Freundschaft, noch immer von der menschlichen Natur, die selbstüchtig ist, beeinflußt.“ Erst die Kraft aus dem Glauben an Gott kann eine weltumfassende Freundschaft verwirklichen, durch welche die millionenfache materielle und geistige Not unserer zivilisierten Völker allein wirksam gelindert werden kann.

Als Vermächtnis seiner ethischen Gedanken hinterließ uns Hilty mit 76 Jahren ein Büchlein: „Das Geheimnis der Kraft“ (1909), aus dessen Reichtum einige Winke für unser praktisches Verhalten hier folgen mögen. Er spricht darin von „Gewohnheiten, die zur Menschenliebe führen“, und nennt als solche „die Gewohnheit, nicht zu kritisieren und wo möglich nie nein zu sagen. Viele ganz gute Menschen haben die entgegengesetzte und können dadurch sehr lästig und für andere hinderlich werden. Sie müssen jedes Buch und jeden Menschen, der ihnen begegnet, ‚beurteilen‘. Ebenso haben manche Leute ein ewiges Nein in den Augen oder auf den Lippen. Man sieht es schon,

während man noch zu ihnen redet, und verliert alle Lust, dies weiter fortzusetzen . . . Wieviel bequemer wird das Leben und wieviel leichter, was die Hauptsache dabei ist, die Liebe, wenn man bei einem Menschen, mit dem man zu leben hat, zum voraus weiß, er wird immer gerne ja sagen, wenn er nicht einen sehr guten Grund für ein Nein besitzt! . . . Gewöhne dich an das Zustimmung, wo es irgend möglich ist; das macht das Leben leichter und entspricht der Gesinnung der Liebe; und ebenso daran, Kleinigkeiten immer als solche zu betrachten. Es gibt unendlich viele Fälle im Leben, wo man im Zweifel ist, wie man handeln soll. Zwei oder mehrere Wege erscheinen gleich möglich und nach den gewöhnlichen Regeln von Recht und Unrecht oder Gut und Böse gleich zulässig; es handelt sich bloß um eine gewisse Zweckmäßigkeit. Wähle du stets das, was das Liebevollste ist! Bemerke noch dabei: die Taten der Liebe, die man *nicht gerne* tut, haben einen besonderen Segen. Diese Erfahrung trägt sehr dazu bei, sie zu erleichtern . . . Sage nicht leicht zu jemandem ein hartes oder verächtliches Wort; aber unterlasse nie, ein freundliches anzubringen, wo es am Platze erscheint! Sei stets sehr freundlich gegen alle *Armen und Kleinen*, denen dies ein Sonnenstrahl in ihrem gedrückten Leben sein kann! Namentlich z. B. den Post- und Eisenbahnleuten, Kellnern und andern Geplagten und oft unfreundlich behandelten Leuten gegenüber ist dies eine doppelte Verpflichtung, die viele gebildete Leute ganz übersehen. Solltest du je das Bedürfnis empfinden, zurückhaltender zu sein, so sei es immer nach oben, nie nach unten! Laß auch die Tiere und Pflanzen an deiner Freundlichkeit teilhaben; es ist dies auch eine Übung in der Liebe. Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gehören ebenfalls zur Liebe. Man darf nie Verabredungen nicht einhalten, Briefe, die erwartet werden, nicht schreiben . . . wo es sich um freiwillige Gaben, wie Bedienungsgelder und dergleichen, handelt, nimm das Maß immer eher zu reichlich

als umgekehrt! Was man gar nicht lieben kann, muß man lassen, sich auch in Gedanken mit ihm gar nicht weiter beschäftigen, namentlich aber *nicht Haß in Gedanken festhalten*, selbst wo man ihn nicht äußert. Dieses stille Zürnen ist der Grund, weshalb manche Leute innerlich nicht recht vorwärtskommen . . . In den oft sehr kleinlichen Partei- und Kirchenstreitigkeiten unserer Tage ist es eine gute Gewohnheit, sich nicht um alles zu kümmern, was vorgeht. Manches kann man auch ruhig der Steigerung und Übertreibung, die bereits in ihm liegt, überlassen: es lebt sich bald von selber aus, man braucht nicht die Geduld zu verlieren, deren alles Menschenwerk bedarf, und die Gerechtigkeit, die auch in dem Unrichtigen nach dem Kern der Wahrheit sucht, der darin steckt . . . Du kannst nicht mit Grund einwenden, die Menschen seien meistens nicht liebenswürdig. Man muß sich dennoch vornehmen, sie so weit wie möglich zu lieben, jedenfalls nicht zu lästern oder zu kränken. Man muß überhaupt die Menschen nehmen, nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, und durch Liebe mit Geduld etwas Besseres aus ihnen zu machen suchen. Das ist der Grundsatz aller Erziehung und Gemeinschaft und auch der Zweck derselben . . . Wenn man nicht mit Taten Liebe üben und sie ändern erzeugen kann, so muß man wenigstens beständig liebevoll zu denken versuchen. Das ist schon etwas sehr Gutes und erhält die Gewohnheit wach, die bei Gelegenheit dann zu Taten führt . . . Endlich wenn du einen guten, liebevollen Gedanken hast, der meistens eine Eingebung Gottes ist, so führe ihn *sofort* aus und mache ihn dadurch unwiderruflich! Sonst wird oft schon die nächste Stunde eine Art von Ernüchterung oder Gleichgültigkeit dagegen bringen, und am Ende lernst du dich selbst und andere mit bloßen guten Vorsätzen oder schönen Redensarten betrügen.“

Das Christentum Christi

Hier begegnen wir der eigentlichen Lebensaufgabe des großen Schweizers: der unermüdlige Wegbereiter einer neuen innerlichen Reformation zu werden, der aufrüttelnde Prophet einer gleichgültigen und selbstzufriedenen bürgerlichen Gesellschaft, der mächtige, weil bevollmächtigte Laienprediger und Seelsorger für ein schlafendes Kirchenvolk, dessen Worte, packender und bleibender als die irgendeines Kanzelredners seiner Zeit, noch lebendig zu uns sprechen; denn dieser durch Christus mit Gott verbundene Mensch spürte nach den Worten Alo Münchs schon hier auf Erden etwas von den Kräften des Reiches Gottes und strahlte sie aus; er wußte, daß das Christentum keine Lehre, sondern ganz unmittelbares Leben ist. Wenn Hilty für ungezählte Männer und Frauen als Führer zu Christus eine Bedeutung gewann, die weit über seine Lebensstage hinaus andauert, so war das nur möglich, weil er mit ganzer Glaubenskraft Zeugnis ablegen konnte von eigener Gotteserfahrung und Christushilfe. Dazu hatte ihm die tägliche Lesung der Bibel, und zwar gleichmäßig des Alten und des Neuen Testaments, geholfen. Wie Hiob hatte auch Hilty unter schwersten inneren Prüfungen und äußeren Schicksalsschlägen Gott als wirklichste Macht erfassen gelernt. Der Weg zu Gott aber geht über eine entscheidende Tat, über eine radikale *Wendung* von größerer Bedeutung als selbst der physische Tod, nämlich über den Tod des eigenen Willens, also über die ausschließliche Hingabe des menschlichen Willens an Gott. So macht er nachdrücklich auf die geheimnisvollen Worte Christi an Nikodemus aufmerksam, da er selbst diese Neugeburt erlebt hatte als „eine Wendung von der Denkweise der gewöhnlichen Art und Umgebung weg zu einer andern, in welcher der Mensch nur noch das Gefäß göttlicher Gedanken und Anregungen ist“. So sehr Hilty auf der einen Seite der nüchtern praktische

Anwalt des gesunden Menschenverstandes ist, so bricht gerade an diesem Punkte die echte Mystik durch. In der Verdunklung alles menschlichen Wissens, die auch die beste Theologie und Philosophie nicht erhellen kann, leuchten die *Erfahrungstatsachen*, die man aus dem eigenen Leben von einem dennoch wirklichen und über alle Beschreibungsversuche hinaus großartigen Gott besitzt, nach Hilty wie helle Sterne ewiger, unerschütterlicher und über alle menschliche Erklärung erhabener Wahrheiten. Daraus allein entstehe der feste Glaube, aber auch ein tiefer Mystizismus,

„der von niemand recht verstanden wird, welcher ihn nicht selbst besitzt. Andern ist er eine Torheit, uns aber eine Gotteskraft . . . Die *wahre* Mystik ist keine nervöse, hysterische oder sonst unnatürliche Stimmung der Seele, sondern etwas Reines, Wahres, gänzlich Natürliches, das wie stets frisches Quellwasser aus Bergeshöhen in diese versumpfte, stagnierende Welt hineinströmt und jedes aufrichtige Herz erquickt. Das *hilft* der Welt, und das müssen wir auch wieder haben in unserer Zeit.“

So hoch Hilty die großen Mystiker des Mittelalters, namentlich Tauler und Thomas von Kempen, schätzte, sah er dennoch die Gefahr dieses Weges, der leicht zum Pantheismus führt oder zu der unfruchtbaren Brahmanenweisheit, die Schweigen und Versinken in das All als das höchste menschliche Lebensziel erklärt. Gegen diese Versuchung war Hilty dadurch gefeit, daß er seine ganze Lebensführung, wie wir schon hörten, unter die Losung: Bete und arbeite! stellte, Gottesnähe und Arbeit. Den einzig sicheren Zugang zu Gott aber hatte er durch Christus gefunden; ihm war bewußt: „Sichtbar ist Gott in Jesus geworden, indem er in ihm wohnte.“ Anknüpfend an jene Stelle im Johannes-Evangelium, wo Martha spricht: „Herr, ja ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist“, macht er die Anmerkung: „Das ist eigentlich das ganze Bekenntnis des Christenglaubens. Wer das sagen kann, hat ihn.“ Freilich verkannte er die Schwierigkeiten des modernen Menschen

nicht, der gerade hier den Stein des Anstoßes findet, und rät mit verständnisvollem Feinsinn diesen Zweifelnden, es zunächst mit dem Ausspruch Christi zu versuchen: wer auf ihn höre und nach seinen Worten tue, der werde innewerden, ob seine Verkündigung aus ihm selbst oder aus Gott stamme. Gelegentlich bemerkte Hilty, das Wort Sohn sei ein *Gleichnis*, von menschlichen Verhältnissen hergenommen, „die wir eben stets herbeiziehen müssen, um das an sich Unaussprechliche in Worte zu fassen“.

Im übrigen verwirft er alle Spekulationen über die Natur Christi, „die in der Kirche mehr Zank als Glück herbeigeführt haben“; sie seien nicht die Hauptsache, sondern etwas, was zwar nicht bei allen Menschen gleich zuerst, wohl aber später sich ganz von selber erledigt, wenn einmal erst die menschliche Seele, aus eigener guter Erfahrung, seinen Worten Glauben zu schenken gelernt hat.

Unter Hinweis auf das Wort Christi: „Niemand weiß, wer der Sohn sei, denn nur der Vater, noch wer der Vater sei, denn nur der Sohn, und welchen es der Sohn will offenbaren“ sagt Hilty gelegentlich des 8. Septembers in den „Schlaflosen Nächten“:

„Über die Göttlichkeit Christi zu streiten, ist ganz unnütz; das Geheimnis dieses Lebens ergründen wir nicht und sollen es auch nicht. Unverständlich an sich oder, wenn man es lieber so ausdrücken will, unergründlich ist die Dreifaltigkeit, die überhaupt bloß ein Gleichnis ist... Es kommt auf alle solche Formulierungen weit weniger an als auf die innere, erfahrungsgemäße Gewißheit von Gott, von Christus und von einem Geiste des Guten in uns, der sicherlich nicht unser natürlicher Geist ist.“

Er selbst mußte die Erfahrung machen: „Wer zu Christus hält, der muß sich darauf gefaßt machen, viel stiller Bosheit und Zurücksetzung aller Art zu begegnen. Das schadet aber nicht dauernd; denn er hat einen besseren Trost als alle Menschenfreundschaft.“

Immer wieder betont er, das Christentum sei keine

Theorie oder Lehre, die man erlernen oder gar die Unmündigen auswendig lernen lassen könne, sondern eine *Lebenserfahrung*, die man selbst machen könne und müsse. Im Rückblick auf sein langes, voll ausgefülltes Leben gesteht Hilty, daß er *ganz allein* einen Wert auf die Worte Christi lege, und so hat er in seiner Art vielen Schwankenden und Suchenden ein modernes Beispiel der Nachfolge Christi gegeben. Mit besonderem Nachdruck hat er auf Christus, den Auferstandenen, hingewiesen, und so war ihm das Christuswort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ eigentlich das ganze Bekenntnis des Christenglaubens. „Dieses Christentum allein überwindet die Welt auch heute noch so gut wie jemals; das andere weist uns auf die eigene Kraft an, welche dazu viel zu gering ist.“ Da er sich selbst bedingungslos dieser höheren Kraft anvertraute, vermochte er auch manche neutestamentlichen Worte und Begriffe, die seinen Zeitgenossen unverständlich geworden waren, mit neuem Inhalt zu erfüllen, wie Heiligkeit, Sünde, Reich Gottes.

„Die Heiligkeit besteht gar nicht einmal in größerer Erkenntnis Gottes, als die gewöhnliche es ist, sondern ausschließlich in größerem Gehorsam, größerer Reinheit des inneren Lebens, das immer schärfer überwacht wird bis ins Kleinste hinein, mit *einem* Wort: in größerer Ähnlichkeit mit unserem einzigen Vorbilde Christus. Wunderbar geführt werden diese Heiligen schon und vor vielem bewahrt, was sie gar nicht, oder erst später, wenn die Gefahr vorüber ist, sehen; aber nicht vor Versuchung, nicht einmal vor Sünde. Nur erkennen sie dieselbe sofort als solche an und richten sich augenblicklich wieder auf davon durch noch stärkeren Anhalt an Gott . . . Sünde ist Widerhandlung, wenn auch nur in Gedanken und Neigungen, gegen Gottes Willen. Daher kann es auch sehr verschiedene Grade und Maßstäbe derselben geben, und für vorgeschrittenere Leute muß etwas Sünde sein und ernst genommen werden, was andern gegenüber nachsichtig beurteilt werden kann. Dagegen ist der Ursprung des Bösen und sein Verhältnis zu Gott nie zu ergründen. Die Sünde, d. h. die bewußte Auflehnung des menschlichen Willens gegen den göttlichen, kann aus dem Leben keines Menschen gestrichen werden. So schön dieses Ideal auch wäre, so verkehrt ist es; denn das

Menschenleben ist Entwicklung vom Tier, das keine Sünde kennt, zum Menschen, der sie kennt und freiwillig verwirft. Sie gar nicht mehr als Möglichkeit zu kennen, das ist die spätere Lebensform, der wir entgegengehen. Wir müssen also mit der Sünde in dieser Welt rechnen, und dazu gehört, wie bei Gott ebenso auch bei uns, Recht, d. h. Erkenntnis und Strafe, und Mitleid, d. h. Verständnis der Schwierigkeit und Hilfe zur Überwindung des Bösen . . . Unter dem *Reiche Gottes* versteht Christus ganz klar die Gemeinschaft der Heiligen, die mit seiner Auferstehung begann und seither durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag, ohne notwendige äußere Organisation, als oft ganz unsichtbare Kirche, vorhanden gewesen ist und nie mehr untergehen kann bis zum Ende dieser Welt. Das Werk Christi war es, den Glauben an diese Herrschaft Gottes auf Erden neu zu begründen und dieses geistige Reich durch diesen Glauben in die irdische Wirklichkeit kräftig hineinzubeziehen, was vor ihm weder dem Abraham noch dem Moses vollständig gelungen war, auch der griechischen Philosophie nur dunkel vorschwebte und ebensowenig den heutigen Kircheneinrichtungen allein gelingt. Die aber den Herrn lieben, werden jetzt sein wie die Sonne, welche aufgeht mit Macht.“

Aus manchen Worten spricht eine gewisse Zurückhaltung Hiltys den Konfessionskirchen gegenüber; sie müssen, wie er sagt, beständig die Feuerprobe bestehen, ob sie mit dem Heiligen Geist ausgestattet und geleitet sind. Auch von der gelehrten Theologie wollte er nicht viel wissen, zumal die Übertreibung des protestantischen Prinzips der Glaubensfreiheit und der freien theologischen Forschung durch die Bibelkritik fast bis zur inneren Auflösung der evangelischen Kirche geführt hatte. Jedenfalls wies er die heilsuchenden Laien auf die „Theologie Christi“ hin, wie sie in den beiden Sprüchen Lukas 9, 60 und 10, 27 enthalten sei. Er beklagte den schwächlichen Zustand der Kirche, die es nicht vermöge, wahrhaft freudige und freundliche Christen zu schaffen, und die schon baldigst nach einem glorreichen Aufschwung wieder „erweckt“ werden müsse; die wortführenden Theologen machte er wiederholt auf das dritte Kapitel im Johannes-Evangelium aufmerksam, das die Geschichte des Nikode-

mus erzählt; denn von der *Wiedergeburt* war in der damaligen theologischen Wissenschaft mit ihren orthodoxen Streitigkeiten und liberalen Erweichungen keine Rede.

Er bedauert, daß die evangelischen Kirchen nicht so leicht zugänglich sind wie die katholischen, die einer vom Alltagstreiben abgehetzten Seele die Möglichkeit geben, ihr besseres Selbst in stiller Sammlung wiederzugewinnen, und er wünscht ferner, daß man im evangelischen Gottesdienst öfter die Gelegenheit hätte, das heilige Abendmahl zu empfangen, und daß die Einförmigkeit der reformierten Liturgie überwunden werde. Damit hängt auch zusammen, daß er der lutherischen und katholischen Auffassung des Altarsakraments vor seiner eigenen Konfession den Vorzug gibt, weil dort der Gedanke der gnadenvollen Gegenwart des Erlösers betont wird, während hier das Sakrament zum bloßen Sinnbild verflüchtigt wird. Wenn Hilty die Kirchen nur als Mittel, die Schwachen und im Glauben Schwankenden zusammenzuhalten, die Anfänger zu erziehen, viele zu trösten und zu ermuntern und als ein allerdings unersetzliches Hilfsmittel der Kultur überhaupt hochschätzt, so liegt hier eine zeitbedingte Grenze seiner Einstellung, die wir infolge der erschütternden Erlebnisse während der vergangenen Verbrecherherrschaft klar erkennen und durch den sogenannten Kirchenkampf überschreiten durften, indem wir Wesen und Auftrag der Kirche darin sehen, der mystische Leib Jesu Christi zu sein. Darum ist auch in der erneuerten Theologie unserer Tage ein notwendiges Amt der Christusverkündigung wieder sichtbar geworden. Dagegen handelte es sich für Hilty darum, aus eigener Grundhaltung durch das aufrichtige und daher überzeugende Selbstzeugnis die von der Kirche nicht mehr erreichten, außer ihren Bindungen stehenden Einzelgänger unter den Gebildeten auf die Herstellung der christlichen Persönlichkeit durch die lebendige Verbindung mit Gott und Christus hin-

zuweisen, aus der er selbst Kraft und Licht für sein segensreiches Wirken schöpfte. So ist alles, was Hilty über den christlichen Glauben zu sagen weiß, von völliger Aktualität auch heute noch, da er, fest auf dem Boden des biblischen Christusglaubens stehend und auf dessen Anfänge zurückgreifend, als das wahre Wesen des Christentums erkannt hatte, „genau so zu denken, wie Christus gedacht hat, und, um das zu können, auf seine Worte zu hören, auf nichts anderes. Das ist der Weg zum ewigen Leben“.

Er selbst hatte die Wahrheit des Evangeliums erfahren als ein allmähliches, ununterbrochenes Sichlösen von den schädigenden oder zerstreuenen Mächten des Lebens und als ein immer bewußteres und entschiedeneres Sichhinwenden zu einem echten und kräftigen Christentum, aber es war ihm auch bewußt, daß für andere ein blitzartiger Akt der Erleuchtung zur endgültigen Umkehr, zur „Bekehrung“ führt. Nur wenige Jahre vor seinem Tode hat er in einem Aufsatz der Neuen Briefe ein „intensiveres Christentum“ gefordert, das er selbst vorlebte; es beruht auf zwei Tatsachen: dem vollkommenen Sühnopfer Christi für die Sünden der ganzen Welt am Kreuze; dem festen Glauben an die so erlangte Gnade verdanken wir unser ganzes inneres Glück; „ohne ihn kann kein Mensch ruhig leben und hoffnungsvoll sterben.“ Christi Auferstehung ist der zweite Grundstein unseres Lebens, wogegen sich allerdings der natürliche Menschenverstand bzw. Materialismus des Denkens sträubt. „Wer an die Auferstehung Christi nicht glauben zu können meint, der kann auch an die Existenz Gottes nicht recht glauben, die noch viel schwerer zu begreifen ist.“

Zum *individuellen* Glauben gehören nach Hilty drei Dinge: eine Anregung, ohne die selten jemand dazu gelangt, ein Erfassen dieser Hand Gottes durch einen Entschluß des Menschen und ein Festhalten gegenüber jedem menschlichen Klugheits- oder Gleichgültigkeits-

standpunkt. Gegenüber dem orthodoxen Fanatismus und dem oberflächlichen Liberalismus der damaligen Geistlichkeit wünscht Hilty der katholischen und evangelischen Kirche in ihren beiden Hauptzweigen einen „Klerus“, d. h. eine Auslese, die für ihren Beruf von innen her reichlich befähigt und mit Erfahrungen von Gottes Macht an den Herzen der Menschen wirklich ausgestattet ist. Eine freiere Stellung nimmt Hilty auch gegenüber den kirchlich hergebrachten Ausdrucksweisen des christlichen Glaubens ein.

„Unsere Sprache ist nicht mehr die der Konzilien und Kirchenväter, nicht einmal mehr ganz die der Reformationszeit, und es gibt nur sehr wenige Bücher, die eine unsterbliche Sprache reden, welche den Gedanken Gottes einigermaßen entspricht und die Seele daher immer gleich ergreifen kann. Es ist eine herrliche Sache, daß man den Glauben nicht bloß aus Büchern lernt, und daß ein so einfaches Glaubensbekenntnis, wie das von Christus selbst gegebene (Evangelium Johannes 17, 3), am Ende auch genügt.“

Nachdem Hilty durch das eigene Nikodemus-Erlebnis das unmittelbar Praktische echt christlicher Existenz in der Liebe zu Gott und Christus erfahren hatte, konnte er selbst bezeugen, daß der Mensch dadurch ein anderer wird und eine neue Kraft und Lebensanschauung erhält.

„Es sind namentlich vier Wahrheiten, die man danach erfahren kann, und in denen der Weg zum Heil eigentlich besteht.

1. Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere von selbst zufallen, d. h. mit andern Worten: Man muß die Sache bei dem rechten Ende anpacken und nicht zuerst das *andere* haben wollen; das Reich kommt dann nicht nur nicht von selbst dazu, sondern gar nicht.

2. Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, ihr werdet dann Ruhe finden für eure Seelen, d. h. also: Es ist eine Ruhe vorhanden und eine Möglichkeit der Erquickung für alle, wenn man sie um jeden Preis haben will und am rechten Orte sucht.

3. So einer tun will das, was ihm im Evangelium gesagt ist, wird er selber erfahren und erproben können, ob diese Worte ewige Wahrheiten oder ob sie bloß menschliche und

zeitliche Gedanken sind. Das will also sagen: Man kann und darf selbst die Wahrheit der christlichen Religion erproben, man braucht sie keinem Menschen, wer es auch sei, auf sein Wort hin zu glauben; das wird gar nicht verlangt, wo das rechte Christentum gepredigt wird.

4. Wer an mich glaubt, den wird nicht mehr nach der Wahrheit dürsten, das heißt: Es gibt eine das menschliche Herz befriedigende Wahrheit; die skeptische Pilatusfrage: Was ist Wahrheit?, die jetzt viele Tausende wieder auf der Zunge haben, ist unbegründet.

Das sind keine Postulate einer gelehrten und schwierigen Philosophie, wozu es tiefe Studien braucht, oder einer viel zu schweren Ethik, die den Menschen untragbare Lasten auferlegt. Das kann jeder probieren. Damit wird das Leben wieder leichter, als es jetzt für Millionen ist, welche vergebens auf viel schwierigeren Wegen, als diese es sind, Erleichterung suchen.“

Bezeichnend für Hilty ist, daß sein persönlich erungenes Christentum nicht auf sein Studierzimmer oder seine Lesergemeinde beschränkt blieb, sondern daß er ihm in der Öffentlichkeit zunächst des eigenen Landes Bahn zu brechen versuchte. In etwas puritanisch strenger Haltung wandte er sich, wie wir schon sahen, gegen die größten Auswirkungen der Unsittlichkeit und anderer Volksschäden, aber auch gegen törichten Luxus und gegen das Überhandnehmen von leichtfertigen Theaterstücken und oberflächlicher Musik; statt dessen mahnte er zur arbeitsamen, nüchternen Einfachheit. Ähnlich wie Blumhardt Vater und Sohn erwartete er die religiöse Erneuerung als ein Hauptereignis des zwanzigsten Jahrhunderts, als eine Verlebendigung des christlichen Glaubens zum Heile ungezählter einzelner und zum Wohle des Staates.

„Die grandiose Figur eines trostvollen und helfenden Christus erscheint wieder am Horizont, nachdem alle andern menschlichen Helfer und Größen sich als unzulänglich erwiesen haben. Eine geistige Wiederkunft Christi, so wie er sie wahrscheinlich selber auffaßt, steht ziemlich nahe bevor; die Verhältnisse sind dazu angetan, und die Völker werden täglich disponierter dazu.“

Im Lichte der Ewigkeit

Je älter Hilty wurde, desto abgeklärter und geläuterter erscheinen seine Gedanken, die er in seinen letzten Schriften und Aufsätzen noch einmal zusammenfaßte. Davon wurde sein eigentliches Testament: „Das Geheimnis der Kraft“ schon erwähnt; ein zweites nicht minder wertvolles Büchlein erschien gleichfalls in seinem Todesjahr und ist betitelt: „Sub specie aeternitatis“ (Ewiges Leben), auf das am Schlusse unserer kurzen Würdigung dieses „Freundes Gottes“ näher eingegangen werden soll. Er erfuhr in den letzten Lebensjahren, daß *Weisheit* vornehmste Eigenschaft und Gabe des Alters sei; sie besteht nicht in erzwungenem Verzicht aus Mangel an Lebenskraft oder in fruchtlosem Rückblicken auf ein unwiederbringliches Vergangenes, sondern aus der befreienden Einsicht der christlichen Botschaft: diese hat uns neben der Aufhebung von Schuld und Sorge ein *liebendes* Wesen, einen vollkommen gerechten und dennoch vollkommen gnädigen Herrn der Welt als den allein wahren Gott verkündet. So findet Hilty wundervolle Worte zum Preise des Alters, das für viele nur Niedergang und Abnahme der Lebensfreudigkeit mit sich bringt, während es nach Hiltys eigenem Vorbild der *Aufstieg* zu einer weit höheren Daseinsmöglichkeit sein könnte. Er sagt darum:

„Das Schönste an einem der Vollendung nahen Leben ist die Ruhe der Seele, der volle Friede, den nichts mehr erschüttern kann, welcher mit Gott und Menschen ausgekämpft und ‚obgelegen‘ ist . . . Die letzten Stichworte in einem richtig geführten Leben müssen *Friede* und *Güte* heißen. Wenn das nicht der Fall ist, so mag es so groß scheinen, als es will, es hat doch nicht den richtigen Verlauf und nicht das rechte, gottgewollte Ergebnis gehabt. Bis zum letzten Hauch des Lebens geistig frisch und tätig zu sein, um zuletzt als ein vollendetes Werkzeug Gottes ‚in den Sielen‘ zu sterben, das ist der richtige Verlauf eines wohlgeordneten Alters und der wünschenswerteste Ausgang des Menschenlebens überhaupt. Wenn das unverkennbare Gefühl des Alters über

den Menschen kommt, dann ist es Zeit, sich von vielem Bisherigen loszumachen und statt dessen ein neues großes Ziel, das sich allein noch für diesen letzten Lebensabschnitt eignet, ins Auge zu fassen, während sonst man entweder dem Zorn oder dem Pessimismus, der mit einem Abnehmen des richtigen Urteils über Menschen und Dinge verbunden ist, oder den verächtlichen Versuchen, den letzten Lebenshauch noch zum Lebensgenuß zu verbrauchen, rettungslos anheimfällt.“

So vergleicht er das Alter durchaus nicht mit der Schönheit eines Sonnenunterganges, sondern mit dem Morgenglanz eines besseren Daseins; „wir schauen auf das Zukünftige, bleiben aber willig und freudig in der Gegenwart. Der Herr wird uns abberufen aus der Arbeit, wir sollen sie nicht niederlegen.“ Unter Berufung auf das Wort Johannes des Täufers: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen“ weist er den Unterschied zweier Weltanschauungen nach: zunächst hegt der Christ die feste Zuversicht auf eine bessere Fortsetzung des Lebens gegenüber dem innerlich traurigmachenden Skeptizismus oder Unglauben, wonach alles mit dem diesseitigen Leben aufhört. Dann aber nimmt nach Hiltys Erfahrung bei der richtigen christlichen Lebensanschauung die geistige Kraft und Frische als Ganzes genommen doch nicht ab, sondern steigert sich im Gegenteil nach zuverlässigen Lebensgeschichten oft sogar im Ausdruck des Angesichts auffallend, wenn auch einige Fähigkeiten nachlassen.

„Was sich ferner im höheren Alter auffallend erweitern kann, ist der sogenannte sechste Sinn, das Sehen der geistigen Welt, die uns umgibt, obwohl sie dem bloßen Naturkundigen ganz verborgen bleibt, verbunden mit einem besseren Sehen *der Zukunft auch in dieser Welt*, die uns allmählich unter den Füßen hinwegrollt und zuletzt aus dem Gesichtskreis verschwindet.“

Sein eigenes Alter steht im Zeichen wahrer Vollen- dung. Nicht ohne innerste Bewegung kann man lesen, wenn Hilty immer aufs neue in einzelnen Aphorismen oder in zusammenhängenden Abschnitten seiner Alters- werke in den Lobpreis der „Agape“ ausbricht, jener

Liebe, die auch der Apostel Paulus im schönsten Hymnus der Weltliteratur gefeiert hat. Darum erscheint ihm auch zuletzt nicht das Wichtigste zu sein, eine Reform von Kircheneinrichtungen heraufzuführen oder neue philosophische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen, sondern „wir stehen jetzt vor der Aufgabe einer Vermehrung der Liebeskraft in der Welt“.

Hilty selbst war in der Tat ein Bote des Reiches Gottes, das er erklärt als

„das ganz innerliche, aufrichtige und vollkommen wahre, dann aber auch sehr wunderbare und wunderreiche Verhältnis der einzelnen Seele zu Gott und Christus. Und nur die alle Schranken des Raumes und der Zeit überschreitende Gemeinschaft gleichartiger Seelen, die Ähnliches *erlebt* haben, ist die Gemeinschaft, die Christus unter seiner Kirche, die ihm wirklich angehört, verstanden hat.“

Sein Lebensausgang, erfüllt bis zum letzten Atemzuge mit wertvoller Arbeit, mit Liebe, mit Weisheit, ist mehr als eifernde Predigt oder philosophische Betrachtung geeignet, die düstere Vorstellung eines unabwendbaren Niedergehens im Alter, die Stimmung der Resignation und Melancholie zu widerlegen, die bei alt gewordenen Skeptikern eintritt, wenn die natürlichen Kräfte abnehmen. Sein Alter war die Zeit der Reife und der Ernte und des Gefühls des Aufsteigens, der Hoffnung; er sieht nun alles *sub specie aeternitatis*, d. h. im Lichte der Ewigkeit, und zwar die irdischen Dinge und ihre Entwicklung, wie die Dinge des eigenen Schicksals. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch über die Gewißheit des Fortlebens der Persönlichkeit, an das auch seit jeher die edelsten Menschen geglaubt haben. Ohne dasselbe wäre das kurze irdische Dasein für niemanden gänzlich der Mühe wert, gelebt zu werden, für die meisten aber eine völlig unnötige und widersinnige Summe von mannigfachem Elend, die sich mit einer göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit nicht vereinbaren ließe und die auch aller Bemühungen der Menschen, sie

wesentlich zu vermindern, spottet. „Wir sehen daher dieser ‚Lebensveränderung‘ ruhig, selbst freudig entgegen; sie kann auf alle Fälle nur Gutes bringen. Excelsior!“

Nur einige Leitsätze aus Hiltys altersweisen Betrachtungen über das ewige Leben sollen zum Schluß das Bild dieses Mannes abrunden, deren ruhige Sicherheit für unsere gärende Gegenwart in ihrer religiösen, politischen, kulturellen und sozialen Krise vorbildlich und wunderbar klärend zu sein vermag. Zunächst mahnt er ganz allgemein: wir müssen das Leben unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachten, das heißt unter der Voraussetzung, daß es ein ewiges sei, und danach unser gesamtes Denken und Handeln einrichten. Hier liegt der wirkliche Ausgangspunkt für jede *wahre* Religion oder Philosophie.

„Je nachdem es ein ewiges Leben gibt oder nicht, verändert sich die Perspektive für alles Weitere . . . Der Glaube oder Nichtglaube an ein ewiges Leben ist das eigentliche Fundament für den Glauben oder Unglauben überhaupt. Aus ihm entstehen alle weiteren Folgerungen der christlichen und der widerchristlichen Lebensanschauung.“

Zwar ist dem Neuen Testament nur wenig Gewisses über das ewige Leben zu entnehmen, nur die Tatsache ist nach den Worten Christi und seiner Apostel klar.

„Der sogenannte Tod löst nur die körperliche Umhüllung der geistigen Persönlichkeit, sei sie nun stark oder schwach, auf, und dieselbe muß sich nun selbst und allein in den neuen Bedingungen einer Fortexistenz zurechtfinden . . . Der König der Schrecken ist nicht der Tod, sondern die *unvergebene Schuld* und das daraus folgende unbereitete Versinken in eine düstere, trostlose Gottesferne.“

Alte und modernste Versuche, wie sie namentlich von spiritistischer und anthroposophischer Seite unternommen wurden, die Rätsel des Jenseits mit Versuchen oder naturphilosophischen Überlegungen aufzuklären, würde Hilty sicherlich abgelehnt haben; denn er sagt mit Recht, daß wir uns mit unseren jetzigen Vorstellungsorganen das Fortleben nicht vergegenwärtigen

können, und es nütze auch nichts, sich damit weiter viel zu beschäftigen: „es gehört hier auf Erden zu den Gegenständen des Glaubens, nicht des Schauens.“

Statt dessen heißt er uns und unsere Angehörigen unter allen Umständen in einer bewußten Verbindung mit Christus bleiben, damit wir nach dem Hinscheiden nicht in der luftleeren Finsternis allein stehen, wenn der Geist den Körper verlassen hat; „denn in der Hand Gottes sind wir stets gewesen und bleiben wir. Bei diesem Gedanken verliert die Veränderung des Aufenthaltes, die wir Tod nennen, ihre Wichtigkeit und ihren Schrecken.“ Sobald der Mensch an ein ewiges Leben glaubt, fällt ihm auch der Glaube an Gott leicht. So kommt Hilty zu dem Schluß, der heute vielerseits auch von führenden Theologen gezogen wird:

„Der erste Glaubensartikel einer künftigen, glaubenskräftig wiederhergestellten christlichen Kirche wird mutmaßlich lauten müssen: Ich glaube an ein *ewiges* Leben.“

Dieser Glaube bringt mit sich Mut zum Leben und läßt die Menschen- und Schicksalsfurcht verschwinden; er läßt uns immer zielbewußter an der *völligen Reinheit unserer Gesinnung* arbeiten, wie sie für das kommende Leben paßt, und schenkt uns den Frieden, der höher ist als alle Vernunft. „Darnach sehnt sich, wie es auch eins der schönsten Goethe-Gedichte bezeugt, in der Tat bewußt oder unbewußt jedes Menschen Herz. Aber es findet ihn nicht und nirgends ohne den Glauben an ein ewiges Leben.“ Dieses muß, wie Dantes Purgatorio es dichterisch zeigt, schon hier angefangen werden und eine ganz natürliche Fortsetzung des gegenwärtigen Lebens sein zur Entwicklung einer größeren Vollkommenheit namentlich in der Liebe, auf die alles ankommt.

„Die freiwillige Liebe müssen wir hier lernen, sie entscheidet ganz allein und ausschließlich über unsere Fähigkeit zu einem besseren ewigen Leben. . . In allerhöchstem Grade mit Gottes Willen in freiwilliger Liebe einiggehend, war freilich bisher nur *ein* Mensch auf Erden und in historischer Zeit, Christus; daher wurde er mit Recht Gottes Sohn

geheißen, und sein ganzes überirdisches Wesen, sogar seine Auferstehung von dem leiblichen Tode, war etwas *ihm Natürliches*, nicht so Außergewöhnliches, wie man es gewöhnlich ansieht, eben weil er von dem Geiste Gottes *beständig* erfüllt war. So sollen und können wir nach Gottes Willen alle in einem geringeren Grade werden, und das ist auch der Sinn des sonst unverständlichen Wortes, daß Christus unser erstgeborener Bruder sei, und der Sinn der *Erlösung* oder Befreiung durch ihn von unserer niedrigen Tiernatur. Denn durch *Anhänglichkeit* an ihn können wir in der Tat von ihr frei werden, schon hier, nicht etwa erst später in einem ganz anderen Dasein, und heranreifen zu einer Erkenntnis und standhaften Verfolgung unseres wahren Lebenszweckes, und damit auch zu einer sicheren Auferstehung aus dem Tode. Das *Zweckmäßige* ist wirklich auch stets das Richtige. Darum, der du dieses liest, wer du auch seiest, und mit welcher Vergangenheit, fasse Mut zum reinen Leben! Kämpfe, wie der Apostel Paulus sagt, den guten Kampf des Glaubens und ergreife das ewige Leben, *wozu auch du berufen bist!*“

Es wird noch einmal werden,
bevor die Welt vergeht,
daß doch auf dieser Erden
ein Friedensreich entsteht.

Ein Reich der Edlen, Freien,
auch von sich selber frei,
ein Bund der Wahren, Treuen,
dem Geist des Guten treu.

Es wird zu keinem Tempel
dies Volk vereinigt gehn;
man wird den gleichen Stempel
auch sonst an allem sehn.

Und wo nur *einer* bliebe,
da würd' er nicht besiegt;
es ist die *Kraft der Liebe*,
die alles überwiegt.

„Das ist aber das ewige Leben,
daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist,
und den du gesandt hast,
Jesum Christum, erkennen.“

Johannes 17, 3

Freund, ergreife, was vorhanden,
was in deinem Willen steht!
Lang genug lagst du in Banden
dessen, was so bald vergeht.

Fasse Mut zum ew'gen Leben,
weil auch du berufen bist;
laß den Sinn an nichts mehr kleben,
was dem Tod verfallen ist!

Faß die Hand, die dir geboten;
mach dich auf und werde Licht!
Laß den Toten ihre Toten;
Christus *hält*, was er verspricht!

Carl Hilty

Literaturnachweis

Die wichtigsten Werke Hiltys außer den zahlreichen historischen, politischen und juristischen Schriften wurden im Text schon genannt. Der Hauptschatz seiner schriftstellerischen Tätigkeit ist gesammelt in den 23 Jahrgängen „*Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*“, das er von 1886 bis 1909 herausgab. Die bedeutsamsten seiner ethisch-christlichen Schriften, denen hauptsächlich unsere Zitate entnommen wurden, sind die drei Bände „*Glück*“, die zwei Bände „*Briefe*“ und „*Neue Briefe*“, endlich zwei Jahrgänge „*Für schlaflose Nächte*“ neben einer Anzahl seiner kleinen, aber inhaltreichen Büchlein. Mit Nachdruck sei hier noch verwiesen auf ein Werk, das bestimmungsgemäß erst nach seinem Tode herausgegeben wurde: „*Das Evangelium Christi, mit einigen erläuternden Anmerkungen*“, 1910.

Von guten *Auswahlbänden* seien erwähnt: Alo Münch: *Ein Freund Gottes. Carl Hiltys Botschaft an die Gegenwart*, 2 Bände (1938); ferner: Hans Rudolf Hilty: *Carl Hilty. Freiheit. Gedanken über Mensch und Staat* (1946).

Grundlegende Biographien: Heinrich Auer: *Carl Hilty Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens* (1910); ferner: Alfred Stucki: *Carl Hilty. Leben und Wirken eines großen Schweizers*. 2. Auflage; endlich: Jakob Steiger: *Carl Hiltys Vermächtnis* (1937).

Im Text sind mehrere eigene *Aufsätze* über Hilty verwendet, z. B. *Deutsche Rundschau*, September 1935, und *Almanach auf das Jahr des Herrn 1948* des Verlags Friedrich Wittig, Hamburg.

Vom Verfasser dieses Lebensbildes erschien in unserer
Biographienreihe

„Bücher, die das Leben schrieb“

Jeremias Gotthelf

Pfarrer, Volkserzieher und Dichter

Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Walter Muschg

XII, 290 Seiten · Halbleinen DM 8,50 · Halbleder DM 9,50

Aus dem Inhalt:

1. Teil: Die Lebensgeschichte

Jugend und Studentenzeit · Ein Jahr in Deutschland · Vikar in Utzenstorf und Herzogenbuchsee · Versetzung nach Bern · Als Pfarrer in Lützelflüh · Trachselwald · Weiteres Wirken in Lützelflüh · Durchbruch zur Dichtung · „Die Armennot“ · „Der Neue Berner Kalender“ · Inneres Fortschreiten · Die zweite Schaffensperiode · Wirken in Haus und Gemeinde · Weitere Hauptwerke · Ein Besuch beim Pfarrer von Lützelflüh · Kämpfer gegen seine Zeit · Die letzte große Schaffenszeit · Lebensausgang.

2. Teil: Das dichterische Werk

Der Bauernspiegel · Leiden und Freuden eines Schulmeisters · Uli, der Knecht · Uli, der Pächter · Anne Bäbi Jowäger · Geld und Geist · Der Herr Esau · Jakobs Wanderungen durch die Schweiz · Der Geltstag · Käthi, die Großmutter · Die Käserei in der Vehfreude · Zeitgeist und Bernergeist · Erlebnisse eines Schuldenbauers · Erzählungen · Gotthelfs Werk und die Nachwelt.

Es ist nicht wahr, daß das Werk von Jeremias Gotthelf der heutigen Zeit nichts mehr zu sagen hat. Natürlich gehört etwas dazu, sich in seine Werke hineinzusetzen. Wer aber dazu den Mut gefunden hat, wird von dem kraftvollen Schwarzbrot, das er bietet, und der so selbstverständlich anmutenden Gläubigkeit mitgerissen. Es ist deshalb ein Vorteil, daß die vorliegende Biographie neben der Lebensgeschichte des Dichters und Einführung in das Werk auch zahlreiche glücklich ausgewählte Leseproben enthält. (Oldenb. Sonntagsblatt)

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winkler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths**. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer - Lindner: **Joseph Simsa**. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: **Jakob Vetter**. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: **Johann Heinrich Volkening** und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: **Ludwig Nommensen**. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub**. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: **Philipp Jakob Spener**. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: **Pandita Ramabai**. Eine indische Christsjüngerin.

Band

- 84/85 C. H. Kurz: **Nicolaus Ludwig Zinzendorf**. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: **Johannes Seitz**. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: **Amalie Sieveking**. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: **Johann Arndt**. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt - König: **Eduard Graf von Pückler**. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: **Fritz Binde**. Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: **Gerhard Tersteegen**. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: **Johann Hinrich Wichern**. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 **Bruder Fritz** (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: **Der Heißdampf - Schmidt** (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: **Johannes Goßner**. Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: **Dora Rappard**. Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: **Martin Luther**. Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: **Johan Hus**. Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: **Am Zarenhof**.
- 110/111 E. Pälzt: **John Bunyan**. Ein Pilgrim Gottes.

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ersten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden ist.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“